



WESTFALENHÜTTE



Unsere Bilder:

Im neuen Stahlwerk (Titelbild) müssen
Schutzhelme getragen werden
(nebenstehend)

Aus dem Inhalt:

„Ich meine es doch nur gut...“
Unser neues Stahlwerk
Aus unserer Sozialarbeit
Unsere Ehrentafel
Meinungstoto
Wir kommentieren
Technik und Produktion
Blick in die Presse
Das interessiert die Frau
Unser Briefkasten
Das aktuelle Thema:
Lebensnerv Suezkanal
Wir besuchten euch
Unsere Jüngsten
Wir sind die Herren der Welt
Gewerkschaften und Parlamentarismus
Kongreß Metall in Dortmund
Wo steht die Arbeiterschaft in der
Gesellschaft?
Sie schlugen vor
Krankenversicherung der Rentner
Ruhr-Zoo
Werdendes Abendland an Rhein
und Ruhr
Höhepunkte
... und ich machte den Reporter
Das ist meine Meinung
Das sind unsere Berufe
Urlaub der Genügsamen
Unsere Steckenpferde
In Indien skizziert
San Marino
Der Hüttenkieker

Herausgeber: Westfalenhütte AG, Dortmund;
verantwortlich:

Arbeitsdirektor Alfred Berndsen,
Dortmund, Eberhardstraße 12

Redaktion: Johannes Hoischen,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119.

Expedition: Pressestelle,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119.

Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949.

Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Auflage: 18 500.

Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,
vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.
Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem
Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Be-
triebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete
Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche
Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche
Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird
voll übernommen.

Meister Bethke klopfte seinem Mitarbeiter Müller fröhlich auf die Schulter: „Also, mein Bester, mal lieber nicht solange aufgeblieben und etwas mehr geschlafen. Dann geht es auch mit der Arbeit besser von der Hand, und Sie brauchen sich nicht zu quälen. Ihr Privatleben geht mich zwar nichts an, aber — ich meine es doch nur gut mit Ihnen.“

Bürovorsteher Gastgeschenk winkte jovial mit der Hand und schloß seine Ermahnungen mit dem Satz: „Wenn Ihr Schreibtisch etwas besser aufgeräumt wäre, dann würden Sie sich im Büro viel wohler fühlen, mein lieber Herr Karteil. Jeder Bleistift muß seinen festen Platz, jeder Vorgang seinen immer gleichbleibenden Ort haben. Sie haben zwar einen recht selbständigen Posten und können sich das natürlich selbst einteilen, aber — ich meine es ja nur gut mit Ihnen.“

Sowohl Meister Bethke als auch Bürovorsteher Gastgeschenk rückten nach ihren Schlußsätzen die Brust nach vorne und entschwebten, der eine in sein Glaskapäuschen, der andere an seinen Schreibtisch, beide aber in dem Bewußtsein, eine gute Tat getan zu haben. Denn, jemandem einen guten Rat erteilen, mit dem man es gut meint — das ist eine Sache, die einen selbst hebt und die auf den anderen sicher tiefen Eindruck machen wird.

Denkste!

Beide wissen nicht, daß jenes „Ich meine es ja nur gut mit Ihnen“ eine Mauer aufrichten kann zwischen zwei Menschen, die miteinander sprechen. Beide wissen nicht, daß sie aus einem vielleicht netten, harmlosen und kontaktreichen Gespräch eine Art Kathederanpiff gemacht haben, der in Gesprächsform kein Echo finden kann. Denn dieses „Ich meine es ja nur gut mit Ihnen“ ist, so widersinnig das natürlich klingen mag, ein pädagogischer Zeigefinger, der — man nehme mir das Bild nicht übel — wie ein Fleischerbeil den Kontakt auseinanderrennt und kaum allzu gute Gefühle hinterläßt. An diese Dinge mußte ich denken, als ich kürzlich auf der Frauenseite einer Tageszeitung eine kleine Betrachtung las, in der die Verfasserin die Wirkung dieses „Ich meine es doch nur gut“ im privaten Bereich des familiären Lebens, der Kindererziehung usw. schilderte. Die Autorin schrieb: „Der Mensch erweist sich als sehr störrisch, wenn er um jeden Preis beglückt werden soll. Es ist vielleicht ein Unglück, daß es so viele stabilisierte Begriffe gibt von dem, was schön, was edel, was gesund ist. Wenn Spinat nicht so gesund wäre, wie es die gutmeinenden Erzieher immer predigen, würden die Kinder ihn sehr gerne essen. Wenn die Klassiker nicht ein für allemal so herrlich wären, würden es die Jungen vielleicht selbst entdecken. Gutgemeinte Strenge hat sich oft schwer gerächt, ebenso wie gutgemeinte Schwäche. Junge Leute, die allzusehr auf Sparsamkeit gedrillt wurden, entwickeln sich häufig zu großen Verschwendern. Die, denen man alles durchgehen ließ, zu geizigen Naturen. Wer es mit dem anderen wirklich gut meint — der redet nicht davon.“ Wer um diese einfachen Dinge des menschlichen Miteinanders nicht weiß, der wundert sich dann immer wieder, daß seine doch so gutgemeinten Ratschläge nicht anerkannt werden. Und dann kommt es vielleicht so, wie es in jener Betrachtung stand:

„Ich meine
es doch nur gut...“

„Gutgemeinte Dinge können auf die Dauer viel Schaden anrichten. Sie sind das Verhängnis vieler Ehen, der Schatten vieler Jugenderinnerungen. Er meinte es ja so gut... sie meinte es ja so gut... Leider genügt das nicht. Gut gefühlt ist eben sehr viel besser als gut gemeint. Menschen, die es prinzipiell mit dem anderen gut meinen, sind immer gekränkt. Sie ernten am laufenden Band Undank. Sie meinen es doch so gut... und die anderen wollen das gar nicht einsehen.“

Selbst wenn man das „Ich meine es gut mit Ihnen“ wirklich vom herzlichen Sinn des Wortes gut herfühlt — man darf es nicht sagen. Wer es dennoch tut, kommt in den Geruch, mit Oberlehrermanieren oder in der Art hoffnungsloser Weltbeglückter seine lieben betrieblichen Mitarbeiter tyrannisieren zu wollen, und *den* Eindruck — den wollen wir doch alle nicht erwecken.



UNSER NEUES STAHLWERK

Die Errichtung des neuen Stahlwerkes III in der Stockheide ist von erheblicher Bedeutung für unsere Westfalenhütte und für den ganzen Hoesch-Bereich. Zur offiziellen Inbetriebnahme am 30. Juli fanden sich die Mitglieder des Vorstandes und des Betriebsrates mit den Abteilungsleitern und Betriebschefs und den am Bau beteiligten Unternehmern und Belegschaften zu einer kleinen Feierstunde zusammen. Direktor Dipl.-Ing. von der Warth, der Chef unserer Neubauabteilung, fand herzliche Begrüßungsworte und erklärte u. a.:

Als am 9. d. M. um 20.01 Uhr unter Donner und Blitz der erste Abstich des SM-Ofens 31 in die Gießpfanne floß, überkam alle Anwesenden, die an diesem Bauwerk beteiligt waren, ein erhebendes Gefühl, da damit eine weitere große Aufgabe des Modernisierungsprogramms der Westfalenhütte mit gutem Erfolg abgeschlossen war. Zwar gelang es den Kollegen vom Stahlwerk beim erstenmal nicht, die Schmelze in die Kokillen zu vergießen, weil der Stopfen in der Gießpfanne nicht zu lösen war. Deshalb wurde die für solche Notfälle auf Vorschlag der Stahlwerker vorgesehene Rinne vor den Einlauf in der Ofenrückwand gesetzt und die Gießpfanne wieder in den Ofen entleert. Nach drei Stunden konnte dann der erste Brammenguß reibungslos durchgeführt werden.

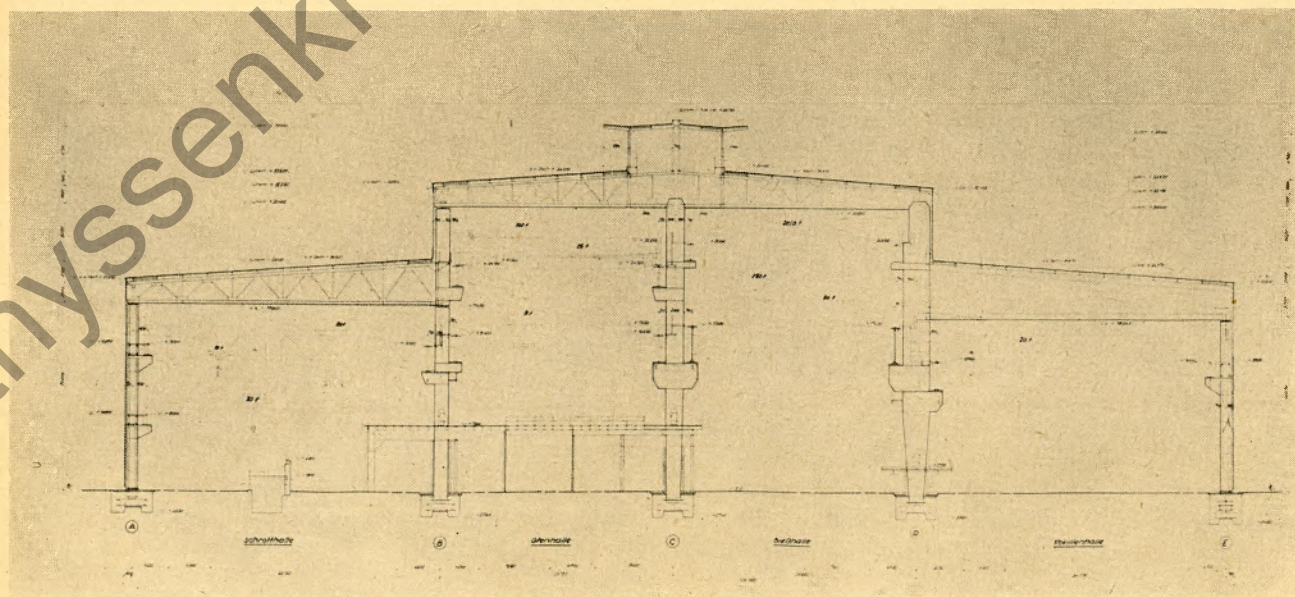
Inzwischen sind jedoch 54 Chargen mit rund 7500 Tonnen Gesamtgewicht erschmolzen und vergossen worden. Die Männer des Stahlwerkes III haben diese Schmelzen auf Grund ihrer Erfahrungen im Stahl-

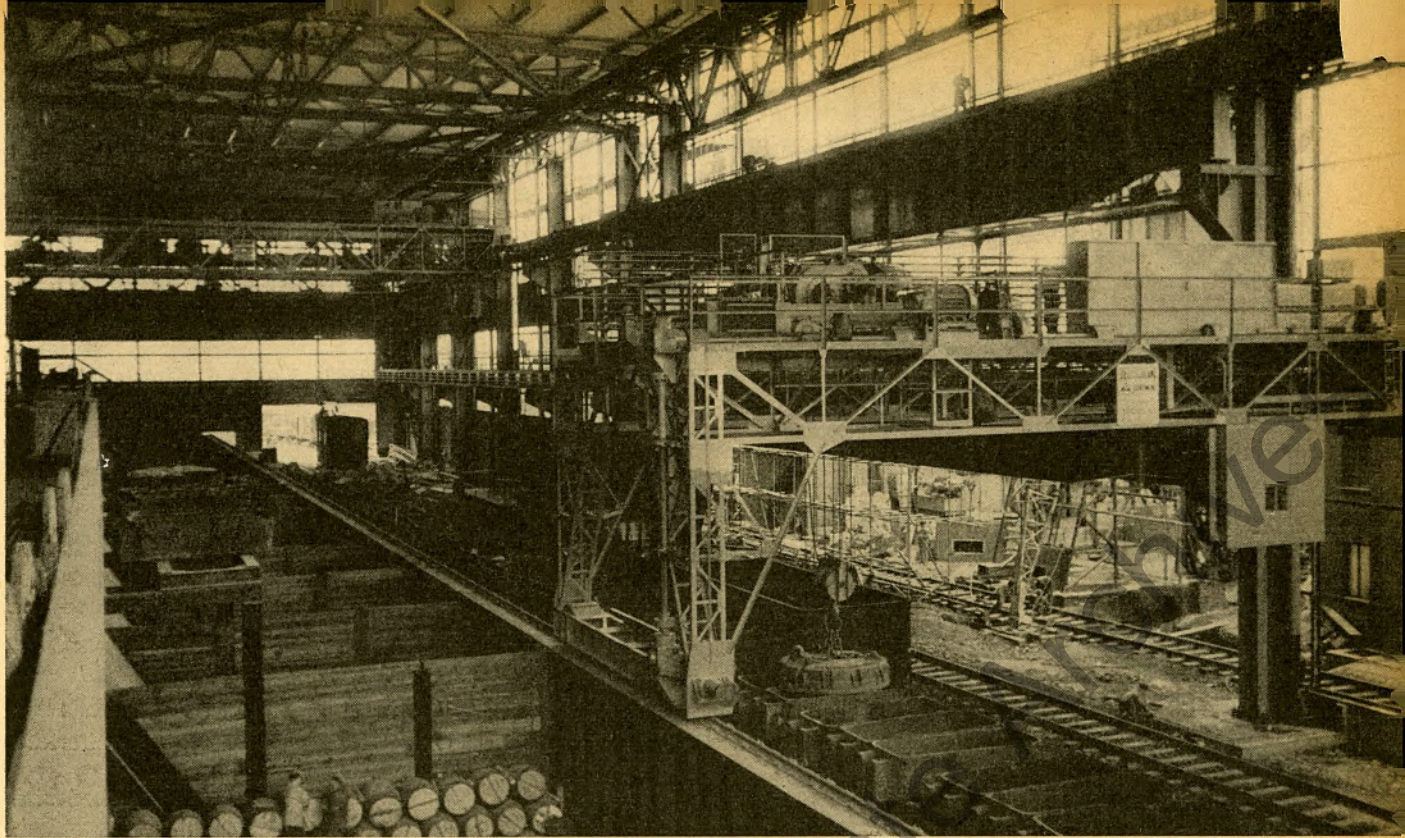
werk I/II mit gewohnter Sorgfalt und Zuverlässigkeit durchgeführt, so daß der Anlauf des Stahlwerkes III bisher erfreulich glatt verlief, abgesehen von einigen elektro- und maschinentechnischen Kinderkrankheiten.

Beispielhafte Leistungen

Damit sind die beispielhaften Leistungen der am Bau eingesetzten Ingenieure, Konstrukteure, Richtmeister und Arbeitsmänner abgeschlossen. Wenn wir uns erinnern, daß noch vor einem Jahr hier die Landschaft ganz anders aussah, daß der Verkehr noch über die alte Rüschelbrinkstraße strömte, daß kein Bahndamm am großen Bogen nach Osten verlief, daß die neuen Brücken noch nicht vorhanden waren und vor allem, daß dieses große Bauwerk, in dem wir uns hier befinden, noch nicht stand, dann können wir alle, die wir an diesen Arbeiten beteiligt waren, auf die vollbrachten Leistungen stolz sein. Die Zusammenarbeit der Planungs-, Konstruktions-, Werkstatt- und Montagestellen war ausgezeichnet. Den Beteiligten werden Dank und Anerkennung noch von zuständiger Seite ausgesprochen werden. Ich möchte hiermit meinen Mitarbeitern der Neubauabteilung meine besondere Anerkennung abstellen. Gerade dieses Bauvorhaben hat an ihre Arbeitskraft und an ihr Organisationsvermögen besondere Anforderungen gestellt. Unsere Aufgabe an dieser Stelle ist nunmehr beendet. Das Stahlwerk kann die verstärkte Stahlerzeugung aufnehmen.

Hallenquerschnitt zum SM-Stahlwerk III





Schrotthalle — Innenansicht. Rechts: Halbportalkran für den Schrottumschlag vom Waggon in die Mulden. Links: Zuschlägebunker, im Hintergrund oben die Muldenumsetzkräne

So übergebe ich hiermit dieses Werk unserem Stahlwerksbetrieb, der es in seine Obhut nehmen und betreiben möge. Ich wünsche dem Stahlwerk III viel Glück. Ich beglückwünsche die Herren Dr. Henke und Wiegand zu dieser modernen Anlage und hoffe, daß sie mit ihr gute und wirtschaftliche Betriebsergebnisse erreichen werden. Glückauf!

Der Bau war notwendig

In seiner Ansprache führte Hüttendirektor Dr. Harr u. a. aus:

Am 9. Juli 1956 wurde der erste SM-Ofen des neuen Stahlwerkes III in Betrieb genommen. In wenigen Tagen, Anfang August, wird der zweite Ofen folgen. Wir sind heute im Kreise der am Bau Beteiligten zusammengekommen, um dieses Ereignis festlich zu begehen.

Im Namen des Vorstandes der Westfalenhütte heiße ich Sie herzlich willkommen.

Ich begrüße die Vertreter der beteiligten Behörden, die Vorstände, Hauptsachbearbeiter und Belegschaftsmitglieder der am Bau beteiligten Firmen, die beratenden Ingenieure, die Vorstandsmitglieder der Hoesch Werke, die Herren des geschäftsführenden Ausschusses unseres Betriebsrates, die Mitarbeiter unserer Verwaltung, der Neubauabteilung und der beteiligten Betriebe der Hütte.

Bereits im Jahre 1930 wurde auf dem Gelände der Stockheide die erste Betriebsanlage, ein Kaltwalzwerk, errichtet, nachdem im eigentlichen Hüttenkern nicht mehr genügend Raum für den Bau größerer Betriebsanlagen zur Verfügung stand.

1936/37 wurde das Steckelwalzwerk geplant und anschließend gebaut. Es bestand damals schon der

Gedanke, in der Stockheide ein Martinwerk zu errichten. All diese Planungen beschränkten sich auf den Raum westlich des Hafenbahndammes, der die Ausweitung des Stockheidegeländes nach Osten blockierte. Den Ausbau der Banderzeugung auf dem Gelände Stockheide westlich des Hafenbahndammes, der den ursprünglichen Plänen zugrunde lag, möchte ich als „kleine“ Lösung bezeichnen. In diesen Plänen war auch vorgesehen, später das Steckelwalzwerk nach Westen hin weiter auszubauen.

Nachdem das Steckelwalzwerk für die Bandwalzung als technisch überholt anzusehen ist, ergab sich die Notwendigkeit des Baues einer halbkontinuierlichen Breitbandstraße mit einem entsprechend größeren Rohstahlbedarf. Es ergab sich daher die weitere Notwendigkeit, ein Stahlwerk in unmittelbarer Nähe des Breitbandwalzwerkes zu errichten. Diese Ausbauten waren aber nur möglich bei Erschließung des gesamten Geländes der Stockheide, d. h. durch Verlegung des Hafenbahndammes. Diesen Ausbau möchte ich daher als die „große“ Lösung bezeichnen.

Die erste Baustufe dieses Stahlwerkes ist beendet, zwei Ofen sind erstellt, die künftig etwa 20 000 Tonnen Rohstahl je Monat erzeugen werden. Damit steigt die Gesamtrohstahlkapazität der Hütte von 130 000 Tonnen auf 150 000 Tonnen je Monat. Der Blocktransport von der Hütte kann um zwei Drittel verringert werden, was sich günstig auf die Einsatzverhältnisse in den Tiefofen des Breitbandwalzwerkes auswirkt, die jetzt mit wärmerem Einsatz betrieben werden können. Ein verstärkter Transport von Rohstahl von der alten Hütte zur Stockheide wäre unzweckmäßig gewesen, abgesehen davon, daß der im Hüttenkern erzeugte Stahl für unsere Kaliber-

walzwerke und unser Schwesterwerk Hohenlimburg gebraucht wird.

Wie bereits erwähnt, war mit dem Bau des neuen Stahlwerkes III die Umlegung der Hafenbahn erforderlich, um Platz für einen großzügigen Ausbau des Breitbandwalzwerkes zu schaffen. Gleichzeitig aber, und das sei besonders betont, konnte durch die Schaffung des freien Raumes nach Osten die Sport- und Erholungsanlage erhalten bleiben, die für unser Hoeschviertel, für den Norden der Stadt, ja, für die ganze Stadt von großer Bedeutung ist. Der nunmehr durch die „große Lösung“ auf der Stockheide zur Verfügung stehende Raum bietet alle Möglichkeiten für weitere Ausbauten der Bandwalzwerke und des neuen Stahlwerkes.

Höchstmögliche Wirtschaftlichkeit

Der Neubau eines SM-Stahlwerkes bietet grundsätzlich andere technische Probleme als etwa der Bau eines modernen Walzwerkes, weil das SM-Verfahren bereits bis zur höchsten technischen Reife entwickelt ist, während bei den Walzwerken durch die kontinuierliche Anordnung der Gerüste, durch neuartige Regeltechniken und durch die Automatisierung laufend neue Probleme zu lösen sind, die zu Anlaufschwierigkeiten führen können. Beim Neubau des Stahlwerkes III gibt es kaum technische Probleme. Aufgabe Nr. 1 ist hier, die höchstmögliche Wirtschaftlichkeit zu erreichen. Neben der Erstellung des eigentlichen SM-Ofens gilt es insbesondere, den vielfältigen Umschlag der Rohstoffe für die Stahlwerkserzeugung ohne Hemmungen und Reibungen wirtschaftlich durchzuführen. Diesem Ziel haben wir bei der Planung unsere Hauptaufmerksamkeit gewidmet. Das wird offensichtlich, wenn wir das neue Stahlwerk III mit unserem alten abbruchreifen Martinwerk I, das seit über 60 Jahren seinen Dienst tut, und dem Martinwerk II, das vor dem ersten Weltkrieg entstand, vergleichen. Wir erzeugen im SM-Stahlwerk III einen Stahl bester Qualität bei besseren Arbeitsbedingungen des schaffenden Menschen und hoffen auch, je Tonne Rohstahl mit geringeren Kosten auszukommen. Wir alle sind froh und glücklich, daß wir das neue Stahlwerk in dieser Form errichten konnten. Wir haben nach den wenigen Wochen Betriebszeit des ersten Ofens den Eindruck, daß das Werk wohl gelungen ist.

Namens des Vorstandes danke ich allen am Bau Beteiligten: den Herren der zuständigen Behörden sowie den Herren der Bundesbahn und der Hafenbahn, die unserem Vorhaben großes Verständnis entgegengebracht und unseren Plan völlig unbürokratisch förderten, den beteiligten Firmen und ihren Mitarbeitern, bei denen es auf jeden einzelnen ankam und die die enorme Aufgabe in kurzer Zeit meisterten, meinen Mitarbeitern der Hütte, die in Planung, Verhandlung und Überwachung allen Widerständen zum Trotz es schafften, was sie sich vorgenommen und was sie versprochen hatten.

Es wird weitergebaut

Die erste Baustufe des Stahlwerkes III ist vollendet. Hiermit ist aber nicht genügend Stahl geschaffen, um die halbkontinuierliche Breitbandstraße voll zu bedienen, da deren Rentabilität nur bei guter Auslastung gesichert ist. Die Planung der zweiten Bau-

stufe, die die Erzeugung auf das Doppelte steigern soll, ist so gut wie abgeschlossen. Die Objekte sind vergabebereit. Die letzten Fragen der Finanzierung werden noch geklärt, da durch die Kreditbeschränkung der Bank deutscher Länder gewisse Erschwernisse für die Finanzierung entstanden sind. Desgleichen hat die aus wirtschaftspolitischen Gründen zurückgestellte Eisenpreiserhöhung ebenfalls die Finanzierung ungünstig beeinflusst. Wir dürfen annehmen, daß die Ertragskraft unseres Unternehmens durch die Inbetriebnahme der beiden neuen SM-Ofen gesteigert wird, so daß von dieser Seite her die Finanzierung günstig beeinflusst wird.

Meine Herren! Es war uns ein Bedürfnis, Ihnen für die geleistete Arbeit unseren Dank auszusprechen. Die vergangenen Monate sind nicht immer leicht gewesen, es hat harter Anstrengungen bedurft, um rechtzeitig dahin zu kommen, wo wir heute stehen. Am heutigen Abend aber wollen wir uns über das Erreichte freuen, und über ihm möge das Motto stehen: „Ende gut, alles gut.“

Rohstahlproduktion mußte erhöht werden

Direktor v. d. Warth gab einen eingehenden Bericht, in dem er u. a. erklärte:

Als in den Jahren 1936/37 auf dem Werksteil Stockheide der Hoesch AG die Errichtung des Steckelwalzwerkes geplant wurde, war auch schon daran gedacht, parallel zu diesem Walzwerk ein neues SM-Stahlwerk zu errichten. Während des Krieges und nach dem Zusammenbruch konnte diese Absicht nicht verwirklicht werden. Die Idee zum Neubau dieses Stahlwerkes wurde jedoch 1951 wieder lebendig, da die Notwendigkeit zur Vergrößerung der Rohstahlproduktion im Hüttenkern räumlich nicht durchführbar war. Bei den Planungsarbeiten stießen wir immer wieder auf die Hafenbahn, die die Ausweitung des Stockheidegeländes nach Osten verriegelte. Bereits damals kam der Gedanke auf, die Hafenbahn umzulegen, um eine genügend große Fläche für die Errichtung eines Stahlwerkes mit Schrottplatz sowie für die Erweiterung der Warm- und Kaltwalzwerke nach Osten zu ermöglichen. Dieser Vorschlag mußte jedoch wegen des hohen Kostenaufwandes zunächst zurückgestellt werden. Deshalb wurde nach einer Möglichkeit gesucht, das Stahlwerk schon östlich der Hafenbahn zu errichten und diese mit den warmen Blöcken auf dem Transport zum Breitbandwalzwerk zu unterfahren. Mitte 1954 war das Projekt so weit vorangetrieben, daß dem Aufsichtsrat darüber berichtet werden konnte, der dann in der Sitzung am 16. Dezember 1954 den Beschluß faßte, die Bestellungen für das Stahlwerk III freizugeben. Im Dezember 1954 wurden daraufhin bereits rund 70 Prozent der Gesamtbestellungen herausgegeben.

Das waren die Voraussetzungen

Der Projektierung lagen folgende Voraussetzungen zugrunde:

Erste Ausbaustufe: 2 SM-Ofen mit 150/180 Tonnen Fassungsvermögen; Erweiterungsmöglichkeiten auf mindestens 6 SM-Ofen.

Ofenbauart: Einschacht-Kaltgasofen wegen der auf der Westfalenhütte guten Betriebserfahrungen, besonders bei beruhigten und unberuhigten Weichstählen für die Banderzeugung.

Einsatzverhältnis: etwa 70 Prozent Schrott und 30 Prozent flüssiges Roheisen (mit der Möglichkeit, den Anteil des flüssigen Einsatzes zu erhöhen).

Gießmöglichkeit: sowohl im Einzel- als auch im Gespannfluß.

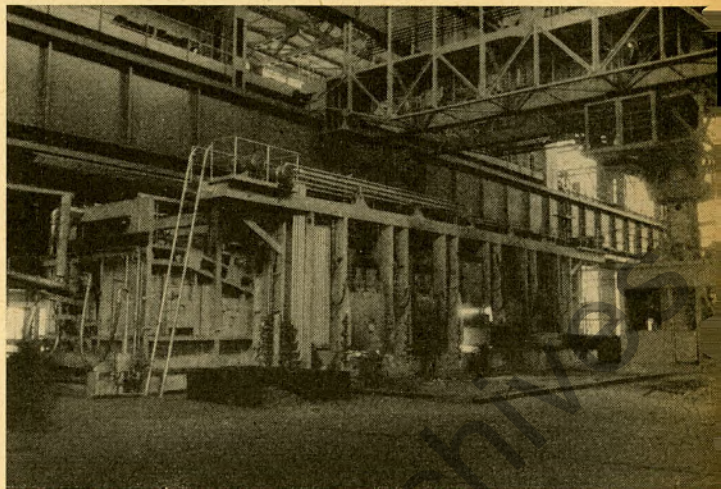
Abstimmung der Aggregate: für Beschicken, Schmelzen und Gießen in ihrer Leistungsfähigkeit in der Weise, daß die Schrotttumschlag- und Chargiereinrichtungen sowie die Gießanlagen stärker als die Ofenkapazität sind.

Da diese Gedanken zum Teil in amerikanischen Stahlwerken bereits verwirklicht sind, wurden umfangreiche Studien und Vergleiche zwischen den europäischen und amerikanischen Stahlwerken durchgeführt. Bei Besichtigungen von Stahlwerksanlagen amerikanischer Bauart in Italien, Holland und England sowie in Amerika selbst wurden die Anwendungsmöglichkeiten der amerikanischen Methoden für unsere Verhältnisse geprüft. Während bei dem klassischen europäischen Stahlwerk Schrottplatz, Ofenhalle mit Chargierkränen, Gießhalle mit vertiefter Gießgrube sowie Stripper- und Kokillenhalle nebeneinander angeordnet sind, liegen bei der amerikanischen Stahlwerksbauweise der Schrottplatz vor dem eigentlichen Stahlwerk und die Stripper- und Kokillenhalle durchweg *hinter* dem Stahlwerk. Der auf dem Schrottplatz umgeschlagene Schrott wird auf Muldenwagen über eine Rampe auf einen in Höhe der Ofenbühne liegenden Bahnhof gebracht, von dem aus die Muldenzüge einzeln vor jeden Ofen rangiert werden. Die auf der Ofenbühne laufenden Chargiermaschinen fassen die Mulden und brauchen sie zum Entleeren nur in den Ofen vorzustößen, ohne eine umständliche Schwenkbewegung auszuführen. Die Blöcke werden überwiegend im Oberguß auf Kokillenzügen abgegossen, die dann zur Stripper- und Kokillenhalle gefahren werden.

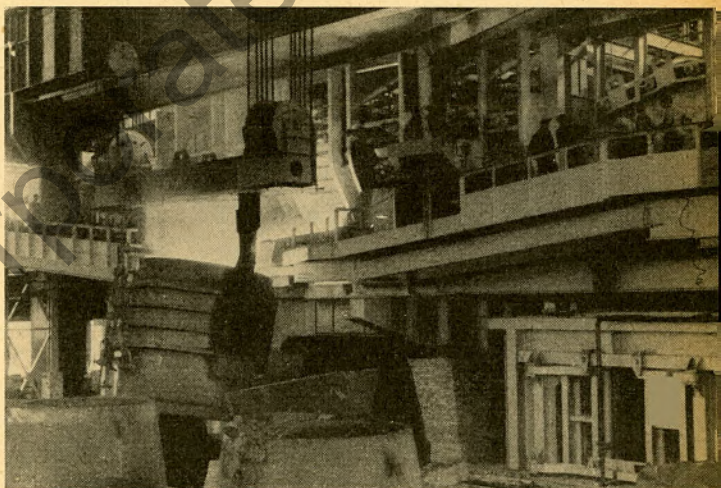
Da das Gießen auf Kokillenzügen das Umsetzen der Blöcke aus der Gießgrube erspart und die örtlichen Verhältnisse auf der Stockheide die Anwendung dieses Verfahrens bei uns ermöglichen, wurde diese Idee übernommen. Die sehr aufwendige Rampe mit dem hochliegenden Bahnhof ist jedoch nur bei einer größeren Zahl von hintereinanderliegenden SM-Ofen wirtschaftlich. Die amerikanischen Stahlwerke umfassen Ofenzahlen von 8 bis 22 Stück. Die an sich sehr schnell arbeitenden Chargiermaschinen amerikanischer Bauart werden durch die Rangierarbeit, die sie für das Fassen jeder Mulde durchführen müssen, in ihrer Leistungsfähigkeit begrenzt. Auf Grund durchgeführter Zeitstudien stellten wir fest, daß bei der Anordnung von zwei gleichzeitig auf einen Ofen arbeitenden Chargierkränen dieselbe Chargierleistung erreicht werden kann.

Außerordentliche Leistungsfähigkeit

Deshalb wurde für unser Projekt eine Anordnung gewählt, bei der in vier nebeneinanderliegenden Hallen von 132 Meter Länge und 120 Meter Gesamtbreite ein überdeckter Schrotttumschlagplatz mit Halbportal- und Muldenumsetzkränen, ein Ofenschiff mit paarweise angeordneten SM-Ofen und zugehörigen Chargierkränen sowie darüberlaufendem Roheisenkran, eine Gießhalle mit 250-Tonnen-Gießkran und Gießbühnen für Wagenguß sowie eine Kokillenhalle-

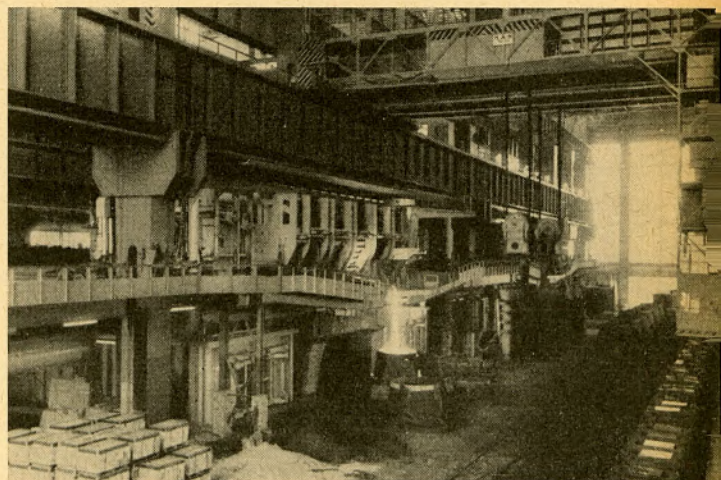


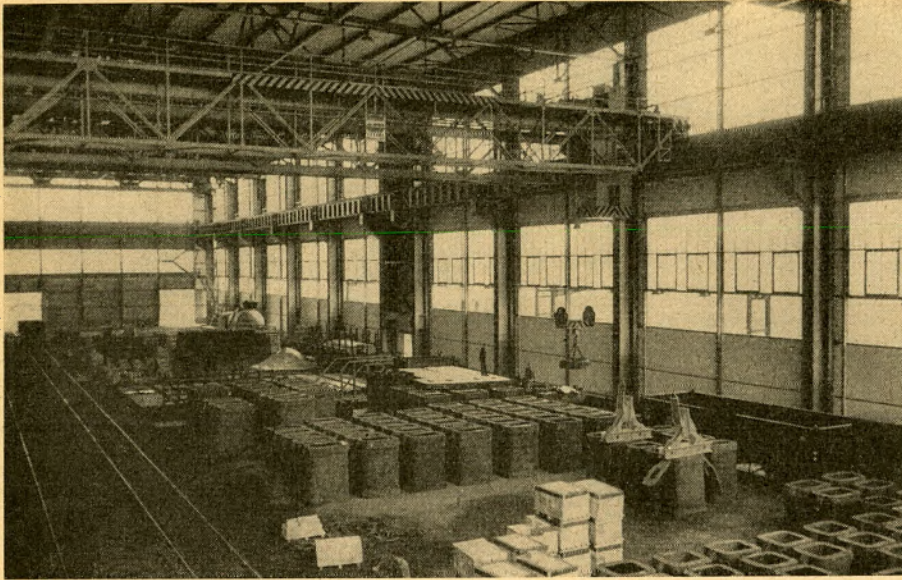
SM-Ofen 31 und Muldenchargierkran während der Beschickung des Ofens



SM-Ofen 31 während des Abstichs

Blick in die Gießhalle mit 250-t-Gießkran. Links: Ofen 31 und dahinter Ofen 32. Rechts: Gießstand mit Gießbühne





Innenansicht der Kokillienlager- und Vorbereitungshalle mit 20-t-Transportkran

und Vorbereitungshalle angeordnet sind. Außerdem wurde vor der Tiefofenhalle des Breitbandwalzwerkes eine 20 Meter breite und 72 Meter lange Stripperhalle mit einem 20-Tonnen-Stripper erstellt. Die Kokillenzüge werden durch Diesel-Lokomotiven auf Normalspurgleis vom Stahlwerk zur Stripperhalle verfahren. Die gestrippten Böcke werden nach dem Abscheren der Gießknochen und nach dem Wiegen von kleinen Diesel-Lokomotiven auf Übergabewagen vor die Tiefofen gefahren. Bereits nach der kurzen Betriebszeit des Ofens 31 ist festzustellen, daß diese Anordnung in ihrer Gesamtheit betrieblich und wirtschaftlich einen ausgezeichneten Effekt ergibt.

Die beiden SM-Ofen haben eine Herdfläche von je 65 Quadratmetern. Sie werden mit Koksgas der Kokerei Kaiserstuhl beheizt und können bei Bedarf auch mit Öl als Brennstoff gefahren werden. Besondere Schwierigkeiten machte die Sicherung der Ofen gegen die zu erwartenden Senkungen durch den untertägigen Abbau. Auf Vorschlag von Herrn Professor Dr. Luetkens wurde als wirtschaftlichste Lösung ein auf vier Punkten gelagertes Stahlbetonfundament ausgeführt, in das der Unterofen und die Kammern freistehend angeordnet wurden. Deshalb wurde der Ofen bis zur Kammersohle mit einem Blechpanzer umgeben. Auch die Rauchgaskanäle wurden als innen isolierte Blechröhre in Betonkanälen bis zu den Schornsteinen verlegt, damit sie auch bei Bodensenkungen dicht bleiben.

Die Ventilatoren für die Verbrennungsluft sind für eine Leistung von 45 000 Nm³/st (Normalkubikmeter je Stunde) ausgelegt, damit sie auch für reine Ölbeheizung ausreichen. Die Abgasgebläse und Abhitzeessel können bis zu 60 000 Nm³/st Rauchgase bewältigen. Bei Ausfall oder Revision der Kesselanlage steht ein Treibluftgebläse, System Seiferth-Krüger, zur Verfügung. Die Regenerativkammern sind mit je 230 Kubikmeter Volumen besonders reichlich bemessen, damit eine hohe Schmelzkapazität erreicht wird. Zur Zustellung der Kammern sind

große Öffnungen und gute Anfahrtmöglichkeiten für Lastkraftwagen und Waggons eingerichtet. Der Ofen, die Trompeten und die Schlackenammern sind ganzbasisch zugestellt. Herdgewölbe, Zuggewölbe, Trompeten und die Gitterkammerdecken sind mit Hängedecken ausgerüstet. Die Ofen wurden zur gleichzeitigen Beschickung mit zwei Chargierkränen und zur besseren Schrottverteilung mit fünf Türen ausgerüstet. Die Türkühlrahmen haben Heißdampfkühlung und sind an das Lamont-System der Abhitzeessel angeschlossen, die Dampf mit 32 atü und 325° Celsius erzeugen. Alle Bedienungs- und Überwachungseinrichtungen sind in einem gemeinsamen Meßstand zentral angeordnet, so daß eine gute Bedienung der Ofen von einer Stelle aus möglich ist. An der Südseite des Stahlwerkes liegen die Unterkunftsräume für die Belegschaft, die Büroräume und Werkstätten sowie die Schaltstation und die Öltankanlage.

Für die Roheisenanfuhr vom Hochofenbetrieb sind zwei fahrbare Mischer mit je 120 Tonnen Fassungsraum beschafft worden.

Trotz aller Schwierigkeiten

Nach sorgfältiger Planung waren, wie bereits gesagt, die wichtigsten Bestellungen im Dezember 1954 erteilt worden. Mit den Fundamentarbeiten begann die Firma Wiemer & Trachte am 2. April 1955. Die Ofenfundamente waren am 31. August und die Hallenfundamente am 30. September fertig. Am 20. September 1955 wurde die Montage der Stahlkonstruktion, insgesamt rund 13 000 Tonnen aufgenommen, die von den Firmen Krupp, GHF, Klönne, MAN geliefert wurden. Vor Beginn der Montage waren umfangreiche Erdarbeiten zu bewältigen. Auf einem Teil des Geländes mußte eine Schlackenkippe abgetragen werden, während das übrige Baugelände fünf Meter aufgeschüttet wurde. Die durchgeführten Bau- und Fundamentarbeiten werden durch folgende Angaben gekennzeichnet:

rund 300 000 Kubikmeter Erdbewegung
 18 000 Kubikmeter Stahlbetonfertigung mit
 35 000 Quadratmeter Schalung
 40 000 Tonnen Kies und Splitt
 1 000 Tonnen Betonstahl
 5 000 Tonnen Zement

Nachdem die ersten Kräne montiert waren, begann die Demag am 19. Februar 1956 mit der Montage der Ofen. Es wurde zunächst der Ofenpanzer für die beiden Gitterkammern des Ofens 31 aufgestellt. Am 10. April waren die rechte und linke Kammerkonstruktion errichtet und verschweißt sowie das Herdtraggerüst zur Aufnahme der Oberofenkonstruktion montiert. Bereits am 23. März wurde mit der Ausmauerung der linken Gitterwerkskammer und am 7. Mai 1956 mit der Mauerung des Herdbodens begonnen.

Programmgemäß

Die Anfuhr und Lagerung des ff Materials erforderte umsichtige Maßnahmen und eine programm-mäßige Abwicklung, damit keine Störung anderer termingebundener Arbeiten auf der Baustelle eintrat und die Bundesbahn zügig die entladenen Waggonen (bis zu 25 Stück je Tag) wieder zurückerhielt. Für einen Ofen wurden insgesamt 3000 Tonnen ff Material verarbeitet, während die Stahlkonstruktion je Ofen ein Gewicht von rund 900 Tonnen umfaßt.

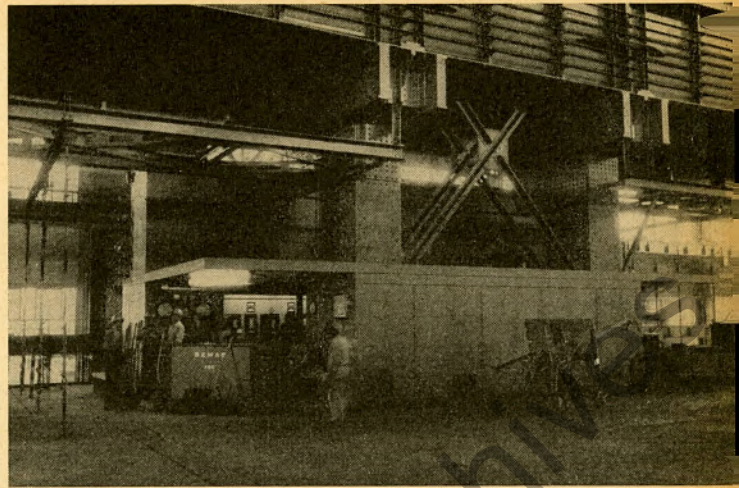
Am 12. Juni 1956 wurde mit der Trocknung des Unterofens begonnen. Die Dolomitstampfung des Herdes war am 25. Juni beendet, während das Ansetzen der Teerdolomitsteine auf der Ofenrückwand bis zum 27. Juni durchgeführt wurde. Noch am gleichen Tage wurde der Oberofen mit Koksgas vorgeheizt, so daß nach einer Bauzeit von insgesamt 18 Wochen der Ofen 31 chargierbereit war.

Der erste Abstich

Nach Fertigstellung des ersten Chargierkranes wurde am 7. Juli der Ofen mit Düsengas beheizt, so daß am 9. Juli vormittags die Beschickung des Ofens 31 beginnen konnte. Der erste Abstich erfolgte am 9. Juli um 20 Uhr. Dieser Abguß mußte jedoch wegen des in der Gießpfanne festsitzenden Stopfens in den Ofen zurückgekippt werden, so daß der erste Brammenguß in der Nacht zum 10. Juli erfolgte. Die Arbeiten für den Ofen 32 wurden im selben guten Ablauf wie bei Ofen 31 durchgeführt.

Nach dem Trocknen des Unterofens wurde der Oberofen aufgeheizt, Düsengas gegeben und mit dem Chargieren begonnen.

Während die Firmen Demag und Jaenicke mit allen Kräften an der Montage der Ofen selbst arbeiteten, wurden von den Firmen Fischdick & Hemeier, Remmert, Rohrleitungsbau Unna, Seiffert und Vereinigter Rohrleitungsbau die sehr umfangreichen Rohrleitungsarbeiten für das neue Stahlwerk durchgeführt. Es mußten im einzelnen eine Koksgasleitung mit 1400 Millimeter Durchmesser von der Zeche Kaiserstuhl mit einer Länge von 1860 Meter, eine 300er-Preßluftleitung sowie eine 250er-Dampfleitung von der Hüttenzentrale mit je 3100 Meter Länge sowie Ruhr- und Werkswasserleitungen vom Breithandwalzwerk zu den Verbrauchsstellen verlegt werden. Außerdem

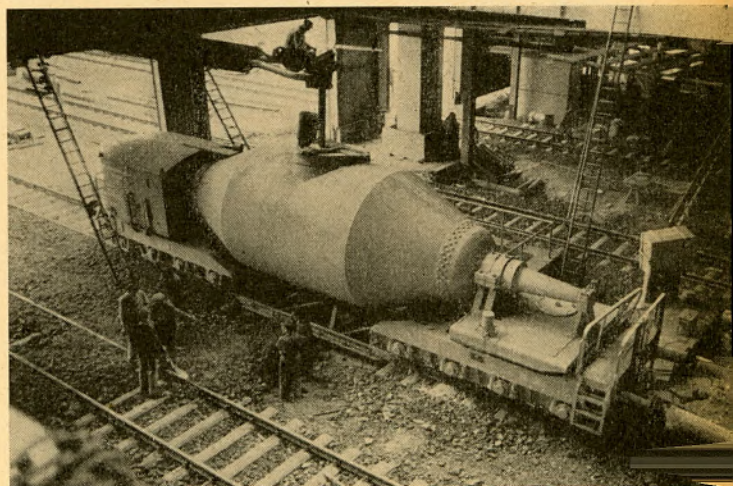


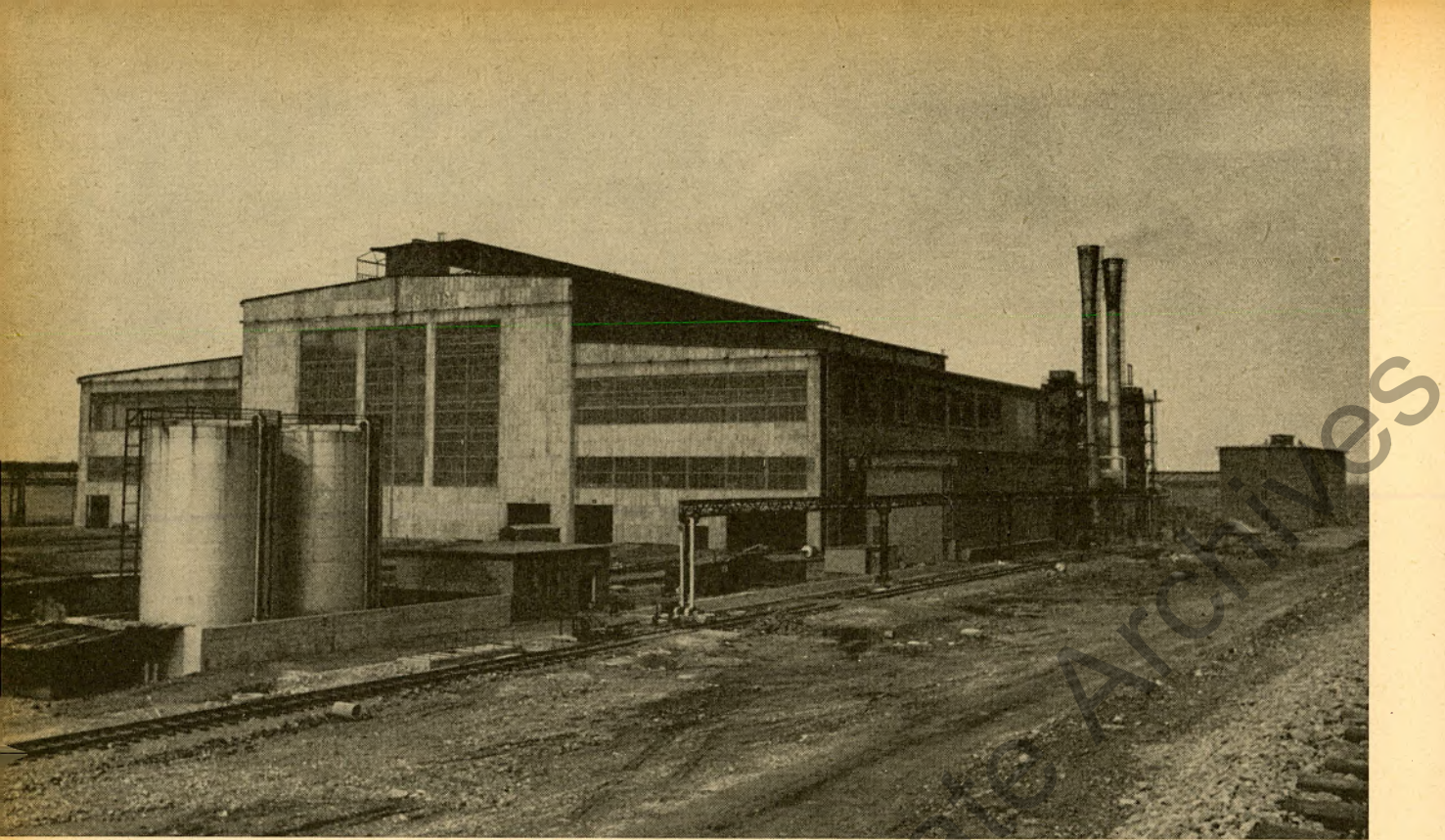
Meßstand für die Bedienungs- und Überwachungseinrichtungen der SM-Ofen



Mannschaftshaus zum Stahlwerk III, untergebracht sind: die Maschinen- und Elektrowerkstatt, Wasch- und Umkleieräume, die Betriebsbüros und das Labor. Nicht zuletzt müssen aufgeführt werden: der Aufenthalts- und Frühstücksraum, die Sanitätshilfsstelle und der Verkaufsraum der Belegschaftsverversorgung

Fahrbarer Mischer mit 120-t-Fassungsraum





Gesamtansicht des Stahlwerks von der Südwestseite mit Öltankanlage, Schalthaus, Abhitzekessel und Mannschaftshaus mit direktem Laufsteg zur Ofenbühne

waren umfangreiche Kanalisations-, Kabel- und Elektroinstallationsarbeiten notwendig, an denen die Firmen Ebers & Kemper, Wix & Liesenhoff sowie AEG und SSW beteiligt waren.

1,3 Millionen Kubikmeter

Gleichzeitig mit dem Bau des Stahlwerkes wurde auch die Umlegung der Hafenbahn durchgeführt, da inzwischen die Erweiterung des Breitbandwalzwerkes nach Osten beschlossen worden war. Für den neuen Hafenbahndamm waren sehr umfangreiche Erdbewegungen notwendig. Am 15. Juni 1955 wurde die Baustelle durch die Firmen Büscher & Sohn sowie Ebers & Kemper eingerichtet. Nach einem knappen Jahr, am 10. Juni 1956, konnte die umgelegte Strecke mit etwa 3 Kilometer Länge dem Verkehr übergeben werden. In dieser Zeit wurden 1,3 Millionen Kubikmeter Erdmassen bewegt, von denen

320 000 Kubikmeter vom Kaiserberg in Hörde,
220 000 Kubikmeter von der Halde „Freie Vogel“,
760 000 Kubikmeter von unserer Kippe Stockheide
angefahren wurden.

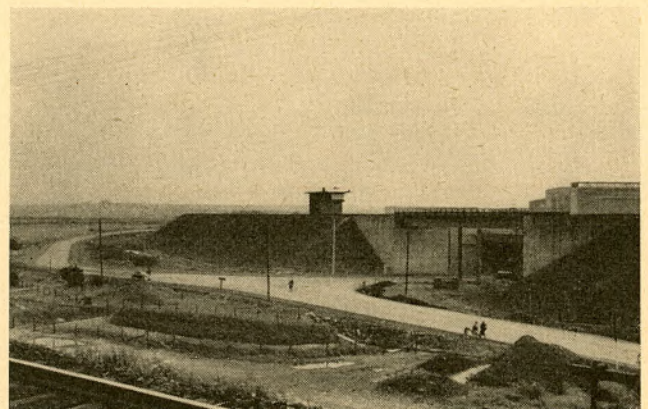
20000 Tonnen Rohstahl mehr

Wenn wir zurückschauend die Planung und Errichtung dieser modernen Anlage betrachten, erfüllt uns Genugtuung über die vollbrachten Leistungen. Neben den kurz skizzierten großen Bauaufgaben waren unzählige schwierige Einzelprobleme zu meistern. Dies gelang uns nur, weil alle Beteiligten sich mit besonderem Eifer einsetzten, aber auch, weil wir bei Behörden und öffentlichen Dienststellen, bei Hersteller- und Lieferwerken, bei unseren Betrieben und

Abteilungen großes Verständnis und volle Unterstützung fanden. Deshalb sei allen, die sich um dieses große, moderne Werk verdient gemacht haben, herzlich gedankt.

Wenn wir von der Neubauabteilung der Westfalenhütte in der Sorge um die Einhaltung der festgelegten Termine manchmal unbequem oder sogar unangenehm waren, so bitten wir nachträglich um Verständnis. Die Erhöhung der Rohstahlerzeugung um monatlich 20 000 bis 22 000 Tonnen rechtfertigt alle angewandten Maßnahmen, da unsere Walzwerke, die im letzten Jahr wegen Stahlmangels teilweise sogar Feierschichten machen mußten, nunmehr wieder voll arbeiten können. Diese Tatsache ist nicht nur für die Westfalenhütte, sondern wegen des Wettbewerbs auf dem Weltmarkt für die deutsche Volkswirtschaft insgesamt von besonderer Bedeutung.

Die neuen Brückenbauwerke über die verlängerte Springorumstraße (Hafenbahn und Werksbahn) und neue Straßenführung der Rüschebrinkstraße



AUS UNSERER SOZIALARBEIT

Fast 16 000 arbeiten bei uns

Am 31. Juli waren in unserer Hütte 10 965 männliche und 463 weibliche Arbeiter, 1273 männliche und 256 weibliche Angestellte, 484 Lehrlinge und 42 Werkstudenten und Praktikanten beschäftigt.

An Unternehmer-Arbeitern waren am gleichen Tage im Betrieb 725 und bei Bauvorhaben 1604 tätig.

Die Gesamtzahl der bei uns Beschäftigten ist mithin 15 914.

Arbeitszeit und Lohn

Im Hochofenbetrieb wurden zur Durchführung der Arbeitszeitverkürzung 145 Mann neu eingestellt. Die monatliche Lohnsumme hat sich dadurch um annähernd 60 000 DM erhöht, ohne daß diese erheblichen Mehraufwendungen eine Steigerung der Produktion erbringen. Die Arbeitszeitverkürzung wurde reibungslos durchgeführt.

Die nach der Arbeitsbewertung vertretbare vorläufige Ausrichtung der Facharbeiterlöhne wird einen monatlichen Mehraufwand von etwa 40 000 DM mit sich bringen.

Viel zuviel Unfälle

Im Mai ereigneten sich auf der Hütte und im Werk Barop 124 Betriebs- und 13 Wegeunfälle, von denen je einer tödlich verlief. Bei insgesamt 137 Betriebsunfällen im Juni — 122 auf der Hütte und 15 im Werk Barop — stieg die Zahl der Wegeunfälle auf 41; die Erhöhung ist wesentlich auf das Straßenbahnunglück am Krückenweg in Barop zurückzuführen. Im Juli ereigneten sich 125 Betriebs- und 12 Wegeunfälle bei der Hütte und 13 Betriebs- und ein Wegeunfall beim Werk Barop. Sämtliche Betriebsunfälle der drei Berichtsmonate waren — mit Ausnahme der tödlichen — leichter Art.

Sicherlich muß anerkannt werden, daß gegenüber früheren Jahren die Zahl der Unfälle — gemessen an der Gesamtzahl der Beschäftigten — und daß vor allem die Zahl der schweren Unfälle geringer wurde. Trotzdem: es ereignen sich noch viel zuviel Unfälle. Jeder sollte sich ernstlich bemühen — auch durch Einreichung von Verbesserungsvorschlägen zur Unfallverhütung —, durch persönliche Vorsicht und Rücksicht und durch Einwirken auf seine Arbeitskollegen jedwede Unfallmöglichkeit auszuschließen.

Diebe am Werk

Die Zahl der Diebstähle an Buntmetallen und Eisenschrott ist immer noch erheblich. Baubuden von Unternehmerfirmen wurden aufgebrochen. In Verstecken wurden größere Mengen Kupfer und Messing vorgefunden. Mehrere Diebe konnten überführt werden.

Diebe stehlen euren Lohnanteil, Kollegen! Denn es ist doch klar: auch das Werk kann jede Mark nur einmal ausgeben. Und was zur Neubeschaffung gestohlenen Materials verwendet werden muß, geht dem Ertrag und damit auch dem Lohnsummenanteil verloren.

Immer noch Bomben

Insgesamt wurden in den letzten drei Monaten bei Bagger- und Planierarbeiten eine 500-kg-Bombe mit Langzeitzünder, elf Bomben zu je 250 kg, zwei Phosphorbomben und ein Zerscheller einer 250-kg-Bombe aufgefunden, entschärft und abtransportiert. Bei der Entschärfung der Bombe mit Langzeitzünder wurden 600 Einwohner des Ortsteils Scharnhorst evakuiert.

Alarme und Feuer

Insgesamt wurde unsere Feuerwehr von Mai bis Juli bei 25 Alarmen und 53 Kleinfeyern eingesetzt.

In unseren drei Krankenwagen wurden in dieser Zeit 1587 Personen befördert, wobei 24 118 km zurückgelegt wurden.

Unterstützung und Erholung

Die Höhe der bewilligten Unterstützungen betrug im Mai 22 350 DM, im Juni 22 080 DM und im Juli 19 658 DM.

In Erholung wurden in den drei Monaten 1103 Belegschaftsmitglieder für je 14 Tage, 61 für 21 Tage und 9 „goldene Jubilare“ mit ihren Ehefrauen für 29 Tage geschickt. Die Zahl der verschickten Kinder beträgt 90. In der Kindererholungsanlage wurden 71 Kinder von drei bis sechs Jahren im Kindergarten und 117 Kinder von sieben bis fünfzehn Jahren im Kinderhort betreut.

Die Bücherei hatte in den letzten drei Monaten eine Ausleihe von rund 14 000 Büchern.

Betriebskrankenkasse

Die Mitgliederzahl beträgt nach dem neuesten Stand 18 908.

Im Monat April zeigte sich erstmals ein Einnahmeüberschuß von rund 7000 DM, der sich in den folgenden Monaten auf 22 000 DM und 17 000 DM im letzten Berichtsmonat erhöhte.

Nachdem die Kasse im ersten Vierteljahr 1956 rund 200 000 DM mehr ausgegeben als eingenommen hat, konnte ab April eine erhebliche Abnahme des Krankenstandes festgestellt werden.

Es hat sich erwiesen, daß die Finanzpolitik der Kasse richtig gewesen ist. Die Kasse konnte ohne Schwierigkeiten die Fehlbeträge aufbringen und ihre Leistungsfähigkeit auch unter Beibehaltung der hohen Mehrleistungen gewährleisten.

205 Kur- und Erholungsaufenthalte wurden in den letzten drei Monaten durch die Kasse bewilligt.

Wohnungen werden gebaut

In werkseigenen Wiederaufbauten in der Hammer und Wambeler Straße wurden 30 Wohnungen fertiggestellt und bezogen.

Gegen werksseitige Beteiligungen erhielten wir in der Borsigstraße acht, in der Hessischen Straße zwei und in der Baum- und Ziethenstraße drei Wohnungen.

In den letzten drei Monaten wurden an Werksangehörige bewilligt: Großdarlehen 45 000 DM, Kleindarlehen 26 576 DM und Instandsetzungsdarlehen 3000 DM.

Die offene Tür

2903 Besucher besichtigten unsere Werksanlagen; unter ihnen befanden sich 324 Ausländer.

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Willy Schiemann, Maschinenabteilung Betriebswerkstätten, schlug eine Änderung am Hubstapler und das Anbringen von zwei Bürsten an den Zwischenketten der Seilkabelwinden Thomaswerk vor.

Wilhelm Herich, Maschinenabteilung Betriebswerkstätten: Die auf seine Veranlassung angebrachten Lampen an den Ständern der Gießkatze haben sich als recht zweckmäßig erwiesen.

Gustav Kuhn, Maschinenabteilung Feinwalzwerke, wies auf die Anbringung einer Signalanlage bei Strommangel im Drahtwalzwerk hin. Dadurch wird der Strommangel während des Walzens rechtzeitig erkennbar.

Siegfried Münnig, Breitbandwalzwerk: Die vorgeschlagene Methode beim Abziehen der Lagergehäuse der Rollgangsrollen ist bei zerstörten Kugellagern gut anwendbar.

Friedrich Schwarz, Walzendreherei, machte durch seinen Vorschlag auf die Anbringung der Stützbalken für Drehmeißel an den Kopier-Drehbänken Walzendreherei aufmerksam.

Hermann Rausch, Kaltwalzwerk: Der Vorschlag, die 16 Schieber an den Pumpen mittels Dampf vor Frostschäden zu schützen, konnte nach Anbringung einer Dampfleitung ausgeführt werden. Das Aufstellen von Kokskörben usw. erübrigt sich auf diese Weise.

Paul Radke, Martinwerk I, schlug eine andere Befestigung der Kokillen-Wassertassen vor. Wenn auch durch diesen Vorschlag das schon seit Jahren anstehende Problem nicht voll befriedigend gelöst ist, ist die jetzige Befestigung doch sicherer geworden.

Helmut Stragies, Elektrotechnische Abteilung, änderte die Schaltung an Marsöfen zur Kohlenstoffbestimmung. Die Änderung hat sich gut bewährt.

G. Tischer, Maschinenabteilung Hochofen, hat vorgeschlagen, undichte Heißwindschieberflanschen durch eine Asbestschnur abzudichten, die nach dem Feststemmen mit einem Drahtseil und Spannschluß noch weiter angepreßt wird. Diese Methode hat vollen Erfolg gezeigt.

Heinz Schütte, Kaltwalzwerk, versah den Schrottabfallkasten mit Rädern, so daß das Entleeren und Wiederaufstellen mit Hilfe einer Demag-Katze jetzt leichter und schneller zu bewerkstelligen ist und außerdem die Schnittgefahren durch das Auspacken der Abfälle verringert werden.

Bernhard Weidemann, Maschinenabteilung Hochofen: Die vorgeschlagene Haltevorrichtung für die Abziehrollen der Schleifscheiben hat sich bewährt. Die Unfallgefahr ist hierdurch weitgehend gemindert worden.

Hans Schröder, Erzvorbereitung, hat am Gleis 5 Verladung I ein Warnlicht angebracht, das sich als sehr zweckmäßig erwiesen hat.

Jubilare August 1956

50

BROCKMANN, PAUL

Kaliberwalzwerke

OTTE, FRITZ

Sozialabteilung

40

WIESEMANN, EDUARD

Hochofen

KOWOLL, ALOIS

Maschinenabteilung

DANNENBERG, FRANZ

Maschinenabteilung

25

EIKERMANN, HEINRICH

Werk Barop

OSTHOFF, EMIL

Maschinenabteilung

POST, FRANZ

Energiewirtschaft

HEIDECK, FRANZ

Drahtverfeinerung

SCHRODER, HERMANN

Zementfabrik

ROSS, ALBERT

Martinwerk

STEINKAMP, AUGUST

Martinwerk

SCHILLER, FRANZ

Versuchsbetriebe

SCHOPP, EMIL

Werksaufsicht

Verdienstvolle Mitarbeiter

Fritz Bastian, Halbzeugstraße, hat eine neue Zange konstruiert, durch die die Druckstücke bei den Gerüsten der Halbzeugstraße leichter ausgebaut werden können. Dadurch sind die Unfallgefahren verringert und die Arbeitszeit verkürzt worden.

Rudolf Orth, Maschinenabteilung Stockeide, hat durch die Anbringung eines Fensters im Boden des Führerkorbes des 16-Tonnen-Kranes des Breitbandwalzwerkes dem Kranführer eine bessere Sicht ermöglicht. Die Unfallgefahren durch Sichtverhinderung waren bisher sehr groß und sind jetzt wesentlich herabgemindert worden.

Franz Richter, Halbzeugstraße, hat die Führung der oberen Hundebalken an den Vertikalgerüsten der Halbzeugstraße geändert. Dadurch tritt eine wesentlich geringere Reibung beim Verstellen der Walzen ein, so daß die Anstellmotoren das Anstellen der Walzen jetzt ohne Schwierigkeiten schaffen.

Dieter Tönges, Breitbandwalzwerk, hat eine neue Sicherung für den Verschuß der Schrottkübel geschaffen. Diese hat sich bereits in den letzten 15 Monaten bewährt. Ein selbsttätiges Öffnen der Mulden ist nicht mehr möglich.

Albert Orgas, Breitbandwalzwerk, schlug vor, die Sinterkübel an den vier Bodenecken mit Nocken zu versehen. Bei einem gegen früher geringen Seilverschleiß können die Kübel jetzt ohne Unfallgefahr gekippt werden.

Herbert Lippert, Walzwerk III, erleichterte durch den vorgeschlagenen Plattenbelag am Rollgang der Blockschere im Walzwerk III den Scherenleuten das Abziehen des Schrottes wesentlich.

Bruno Stopinski, Halbzeugstraße, sorgte durch die Änderung der Bodenplatten an den Horizontalgerüsten der Halbzeugstraße für ein etwas leichteres und schnelleres Wechseln der Gerüste.

Gerhard Pawlowski und Günter Rütter, Breitbandwalzwerk, verminderten durch die Anbringung eines Warnlichtes am Rollgangsübergang im Breitbandwalzwerk die Unfallmöglichkeiten.

Alfred Jungs, Kaltwalzwerk, änderte die Zugzange am Gerüst A 10 im Kaltwalzwerk und machte sie dadurch weniger störanfällig.

Werner Hamann, Walzwerk III: Die neuen Schuhe für die Schlepper im Walzwerk III zum Kanten von Vorblöcken für die Halbzeugstraße sind ausprobiert worden und haben sich bewährt. Das Kanten wird dadurch unfallsicher.

MEINUNGS-TOTO

Im achten Jahr erscheint unsere Werkzeitschrift „Westfalenhütte“. Sie hat sich bemüht, die ihr gestellte Aufgabe zu erfüllen: Ihnen über unser Werk, seine Produktion und sein Planen, über seine Mitarbeiter und über möglichst vielfältige interessierende Fragen zu berichten.

Jetzt fragen wir Sie:

Haben wir es richtig gemacht?

Sind Sie zufrieden?

Könnten wir manches anders und besser machen?

Das sind Fragen, deren Beantwortung uns interessiert. Nur Sie als unsere Leser können sie uns geben.

Der beiliegende Bogen

enthält die Fragen, um deren Beantwortung wir Sie bitten. Füllen Sie ihn bitte aus und geben Sie ihn bis zum 20. September in einem Betriebsbüro — es braucht nicht das Büro des Betriebes zu sein, in dem Sie arbeiten —, in der Pressestelle oder bei den Pförtnern in der Verwaltung ab oder senden Sie ihn durch die Post an die Pressestelle ein. Diese kleine Mühe bedeutet für Sie sicherlich keine große Belastung, Sie gibt Ihnen aber die Möglichkeit, an dem redaktionellen Aufbau und an der Gestaltung der Werkzeitschrift mitzuwirken.

Ganz gleich, wie Ihr Urteil ausfällt: wir möchten Ihre persönliche Meinung kennenlernen. Denken Sie auch daran, daß Ihre Familienmitglieder zu unseren Lesern ge-

hören. Auch deren Meinungen und Vorschläge interessieren uns.

Je mehr sich beteiligen,

desto klarer wird das Bild, das wir uns von dem Wollen unserer Leser machen können, und je eher

Unser Toto

Wenn Sie den ausgefüllten Bogen in einem Betriebsbüro, in der Pressestelle oder bei einem Pförtner der Verwaltung abgeben oder ihn durch die Post an die Pressestelle senden, trennen Sie das dem Bogen anhängende Los ab und bewahren Sie es gut auf, da die Bogen, deren Nummern jeweils mit denen der Lose übereinstimmen, ausgespielt werden wie in einer Lotterie.

Als Preise haben wir ausgesetzt:

1. Preis	150,— DM
2. und 3. Preis je	100,— DM
4. bis 6. Preis je	75,— DM
7. bis 10. Preis je	50,— DM
11. bis 20. Preis je	30,— DM
21. bis 50. Preis je	20,— DM

Dem Preisrichter-Kollegium gehören an: Arbeitsdirektor Berndsen, Betriebsratsvorsitzender Dombowski, Redakteur Hoischen, Rechtsanwalt Hümme, stellv. Betriebsratsvorsitzender Hutfilker, Dr. Kirchhoff.

Die Entscheidung der Preisrichter ist unanfechtbar.

Die gezogenen Lose werden möglichst schon in der Oktoberausgabe aufgerufen. Gleichzeitig wird mitgeteilt, wann und wo die Losbesitzer ihre Preise in Empfang nehmen können.

haben wir die Möglichkeit, eine Zeitschrift herauszubringen, die uns allen Freude macht.

Falls Sie den Meinungsbogen verloren haben oder einen weiteren für ein Familienmitglied brauchen, fordern Sie ihn bitte bei der Pressestelle an.



Fehlerhafte Ware ist nicht abzusetzen. Der Kunde hat ein Recht auf einwandfreie Beschaffenheit der Ware. In Zeiten des immer stärker werdenden Wettbewerbs wird er sich stets dem Unternehmen zuwenden, das ihm Qualitätsarbeit garantiert und ihn nicht enttäuscht.

Viele Belegschaftsmitglieder sind sich in den seltensten Fällen darüber im klaren, welche Auswirkungen fehlerhafte Waren haben. Da wird einmal der Produktionsablauf gestört, und beim Rücklauf des fehlerhaften Stückes werden viele Personen unproduktiv beschäftigt. Der Betrieb wird auf diese Weise unnötig belastet. Die wirtschaftliche Entwicklung des Betriebes wird also empfindlich gestört. Andererseits lautet die volkswirtschaftliche Aufgabe, die jedem Betrieb gestellt ist: billiger produzieren, weil dadurch Preissenkungen im eigenen und im Interesse der Verbraucher ermöglicht werden.

Fehlerhafte Ware verringert auch den Warenerlös. Zwar besteht die Möglichkeit, verschiedene fehlerhafte Parteien als zweite oder dritte Wahl abzusetzen. Die Erfahrung hat jedoch gezeigt, daß der Kunde auch diese Stücke mit dem Namen der herstellenden Firma in Verbindung bringt. Er wird bei seiner Auftragsvergabe für Qualitätsware entsprechend reagieren. Richtig bleibt die Forderung: Fehlstücke sofort aussortieren. Dadurch wird der Fertigungsfluß nicht unnötig verteuert. Dabei soll sich keiner auf vorhandene Kontrollen verlassen, vielmehr soll jeder ein Fehlstück sofort selbst aussortieren, damit es sich nicht in die Fertigproduktion einschleicht und Reklamationen sowie allseitigen Ärger verursacht.

Fehler sind nicht zu verbergen, sie kommen immer wieder an die Oberfläche.

WIR KOMMENTIEREN UND GLOSSIEREN

Atomwirtschaft und Gewerkschaften

Die Gewerkschaften beschäftigen sich eingehend mit der Entwicklung der „zweiten industriellen Revolution“, wie sie mit der Automation und der Atomwirtschaft anläuft. Ludwig Rosenberg, das Mitglied des Bundesvorstandes, wurde zum Leiter des neugebildeten Atomausschusses des DGB bestimmt. Auf die Frage: „Welche neuen Aufgaben ergeben sich aus der aufkommenden Atomwirtschaft für den DGB?“ erklärte Rosenberg: Ich möchte drei Gesichtspunkte hervorheben:

Wirtschaftliche und gesellschaftliche Konsequenzen

Die mit der wirtschaftlichen Verwendung der Kernenergie verbundenen außerordentlichen finanziellen Aufwendungen können nur von großen nationalen, wenn nicht sogar nur internationalen Trusts zur Verfügung gestellt werden. Es ist unmöglich, daß mittlere oder selbst größere Einzelunternehmen in der Lage sind, die notwendigen Mittel hierfür aufzubringen oder sie wirtschaftlich in ihrem Rahmen wirksam werden zu lassen. Aus der wirtschaftlichen Neuordnung, die sich hieraus ergeben wird, werden sich naturgemäß gesellschaftliche und politische Konsequenzen entwickeln, die zur Verstärkung der Macht privater Industrieunternehmen mit ihren entsprechenden politischen Auswirkungen führen müssen.

Gefahren der Konzentration

Darüber hinaus werden derartige wirtschaftliche und politische Auswirkungen nicht ohne Eindruck auf die Stellung gesellschaftlicher Gruppen auf nationaler und internationaler Ebene sein. Die politische Demokratie wird im Tatsächlichen weitgehend durch die Herrschaft dieser Wirtschaftsgruppen ersetzt werden mit allen Konsequenzen für andere Bevölkerungsgruppen, die offensichtlich und leicht erkennbar sind. Darin zeigen sich die Gefahren der Konzentration solcher wirtschaftlichen Macht. — Daneben bliebe zu erwähnen, daß wir erst am Anfang einer Entwicklung stehen, daß wir also noch frei sind, selber über den Weg zu entscheiden, den wir künftig gehen wollen. Und daß wir heute noch bei einer Struktur, die wir wählen, nicht irgendwelche bereits bestehenden wirtschaftlichen Positionen grundsätzlich zu verändern brauchen, sondern daß wir sie nach unserem Willen neu gestalten können. — Ein weiteres Argument gegen eine alleinige Ausbeutung der Atomenergie durch private Wirtschaftskonzentration ist dieses, daß die notwendigen Schutzmaßnahmen für die Bevölkerung und die Garantie einer friedlichen Verwendung einzig und allein durch stärkste staatliche Kontrolle gewährleistet werden kann. Das bedeutet nicht, daß damit der Wirtschaft die Möglichkeit genommen wird, die Kernenergie in friedlichem und kontrolliertem Sinne weitgehendst zu benutzen.

Nationale und internationale Probleme

Die Kernenergie ist eine so bedeutsame Sache mit so unerhörten Möglichkeiten und Gefahren, daß sie auf internationaler Ebene nicht anders als auf nationaler Ebene behandelt werden sollte. Deshalb halten wir eine internationale europäische Atombehörde mit weitgehenden Rechten und Kontrollbefugnissen, wie im ursprünglichen Euratom-Plan vorgesehen, für notwendig. Die internationale Zusammenarbeit ist — genau wie auf nationaler Ebene — nicht eine Frage einer wirtschaftspolitischen Ideologie, sondern einer nationalen und internationalen Verantwortung für das Wohl der Menschheit, das von der Art der Behandlung dieser Frage weitgehend abhängig sein wird.

Das sind die Gedanken, die uns als Leitsätze für unser Verhalten Richtschnur sein werden, sowohl auf nationaler wie auf internationaler Ebene.

Der Vatikan und die Mitbestimmung

In der Sonderausgabe zum 80. Geburtstag Papst Pius' brachte das offizielle Organ des Vatikans, der „Osservatore Romano“, einen ganzseitigen Artikel „Der Papst und die Welt“, in dem es heißt:

„Die Fortschritte der Sozialpolitik in den letzten Jahrzehnten, die Konsolidierung der Gewerkschaftsbewegung und die nachfolgende Verbesserung des Lebensstandards zumindest eines Teils der arbeitenden

Schichten haben die Ziele der Aktion zugunsten der Arbeiterschaft weiterentwickelt. So ist in dieser Nachkriegszeit neben der Forderung nach Ausbau der sozialen Sicherheit eine ganze Serie von Forderungen entwickelt worden, die tiefere Umformungen der Beziehungen zwischen Arbeitern und privatem Unternehmen zum Gegenstand haben. Unter dem Titel struktureller Reformen wurden verschiedene Ansprüche erhoben, u. a. die Nationalisierung großer Unternehmen mit dem Ziel, den Aktionsbereich der Leiter privater Unternehmungen in der nationalen Wirtschaft zu verringern und in der Verwaltung der nationalisierten Unternehmungen die Repräsentation der Belegschaften einzuführen, ferner die Teilnahme der Arbeitenden an der Verwaltung privater Unternehmungen (Mitbestimmung).

In einem gewissen Sinne liegen diese Bestrebungen in der Linie des sozialen Denkens der Kirche, was alle jene wissen, die sich an den Inhalt der Enzyklika Quadragesimo anno erinnern. In dieser ist das Prinzip ausgesprochen, daß es legitim ist, den öffentlichen Gewalten gewisse Kategorien allgemeiner Güter vorzubehalten, wie diejenigen, welche eine solche wirtschaftliche Macht bedeuten, daß sie nicht ohne Risiko der Verfügungsgewalt einzelner überlassen bleiben dürfen. Ferner ist es wünschenswert, daß man mit der Zeit dazu komme, den Arbeitsvertrag in einen Gesellschaftsvertrag umzuwandeln.

Grundsätzlich ist es nicht irrig, zu glauben, daß eine Strukturveränderung der wirtschaftlichen Beziehungen sich in Harmonie befindet mit dem katholischen Denken, das in der Tat für den Arbeiter sowohl in dem Betrieb wie dem gesamten wirtschaftlichen System eine der menschlichen Würde entsprechende Stellung verlangt und die Gleichheit von Arbeitern und Unternehmern als Gegenstand der Wirtschaft fordert...

IM HÜTTENWERK

*Das spritzt und zischt, Gluthitze grollt,
Dampf rollt der Kran, die Glocke gellt
Im Arbeitsrhythmus Nacht und Tag.
Gewitter flammen, Donner grollt,
Bis in den letzten Winkel rollt
— so mächtig stolz — der Walzen
[Schlag.*

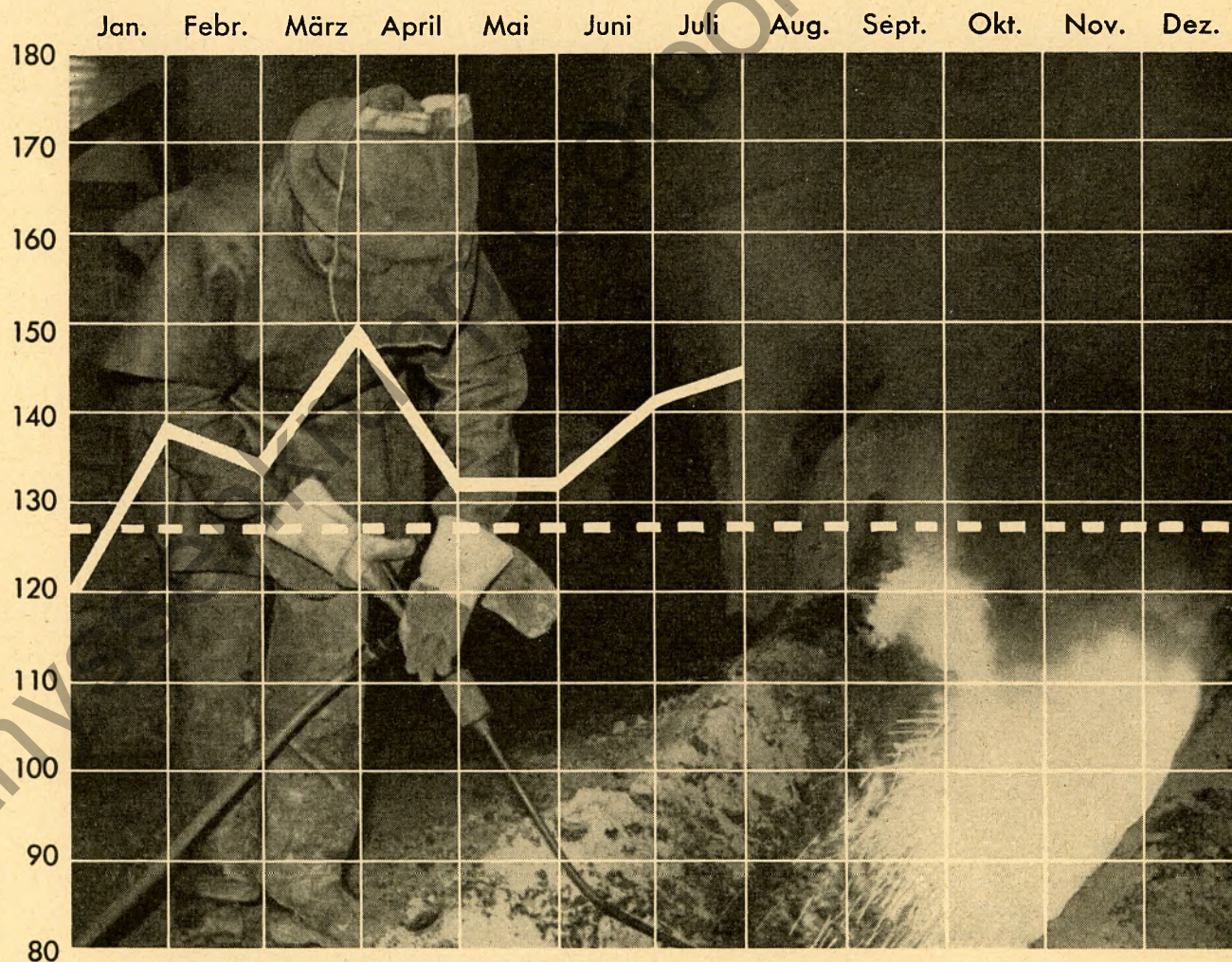
*Hier steht der Mann, der Eisen reckt,
Zerschneid die Hand und staub-
[bedeckt,*

*Und voll der ruhelosen Hast.
Er steht bereit, die Stirn verbrannt,
Sein Schatten geistert an der Wand,
Der Feierabend erst gibt Rast.*

*Er steht und starrt; es lauert Mord
Der riesenstarke Stahlkohort,
Der mitleidslos und hart ihn packt.
Doch er gibt acht, ist auf der Hut;
Und rast des Ungeheuers Wut,
Dann schlägt sein Herz den gleichen
[Takt.*

FRANZ KUROWSKI

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG



— — Jahresdurchschnitt 1955 = 128 533 t Nachkriegshöchstleistung März 1956 = 148 765 t Vorkriegshöchstleistung März 1939 = 123 536

WIR LADEN SIE EIN

zu den Veranstaltungen,
die am Sonntag,
dem 2. September 1956,
in unseren Sport- und Er-
holungsanlagen stattfinden.

Beginn 16 Uhr
Einlaß ab 15 Uhr

Es wirken u. a. mit:

Orchester
der Dortmunder Polizei
Orchester
der Westfalenhütte AG
Dortmunder
Männer-Gesangverein e. V.
Männergesangverein
Westfalen e. V.

Sie können u. a. sehen:

Radrennen
Rollschuhlauf
Don Orkanz
in seiner Todeskugel

Illumination des Parkes

bei Eintritt der Dunkelheit
und

Großes Höhenfeuerwerk

EINTRITTSPREIS:
1,— DM für Erwachsene
-,30 DM für Kinder

Wie steht es an der Börse?

Hierüber sagt der August-Bericht der Commerzbank-Bankverein AG: Die westdeutschen Börsen standen auch im Juli unter dem Eindruck einer lustlosen Allgemeintendenz. Bei einer weiteren Schrumpfung der Geschäftstätigkeit waren auf fast allen Marktgebieten neue Kursrückgänge zu verzeichnen. Dabei wurde die Tatsache, daß aus dem Juli-Kupontermin rund 300 Mill. DM Zinserträge anfielen, völlig überschattet von der trotz dieses Umstandes unverändert angespannten Lage am Geld- und Kapitalmarkt. Auch die erheblichen Überschüsse der Handelsbilanz und diesmal besonders der Zahlungsbilanz konnten keine wirkliche Entspannung herbeiführen.

Die geringe Unternehmungslust dürfte sich zum Teil aus dem Beginn der Reisezeit erklären; der Hauptgrund lag jedoch in der Befürchtung einer weiteren Verschärfung der Kreditrestriktionen durch die Bank deutscher Länder, zumal die Durchführung der konjunkturpolitischen Regierungsmaßnahmen auf sich warten läßt und auch die Frage der in Aussicht gestellten Senkung der überhöhten Steuern noch ungeklärt ist. Der Bericht des Bundeswirtschaftsministeriums stellt ebenso wie der Monatsbericht der Bank deutscher Länder fest, daß sich in der konjunkturellen Entwicklung der Bundesrepublik eine Abschwächung der Auftriebstendenzen abzeichnet. Die Produktionsziffern sind im Juni zurückgegangen und weisen eine besonders starke Abschwächung für den Bausektor auf; hier fiel der Index sogar unter den Stand vom Juni des Vorjahres zurück. Bei dieser Entwicklung dürfte einstweilen mit erneuten Kreditrestriktionen nicht zu rechnen sein, zumal an der Börse die Meinungen darüber auseinandergehen, ob eine Stabilisierung der Preise durch kreditpolitische Maßnahmen in der Bundesrepublik auf die Dauer möglich ist, wenn die Preissteigerungen auf den Auslandsmärkten anhalten.

So sieht es aus bei Stahl und Kohle

Am Montanmarkt war die Kursentwicklung überwiegend schwächer, obwohl die Berichte, die von den Verwaltungen in den zahlreichen Hauptversammlungen während des Monats erstattet wurden, allgemein eine durchaus optimistische Beurteilung der zukünftigen Entwicklung zum Ausdruck brachten. Dabei wurde betont, daß die in den nächsten Jahren zu erwartende Steigerung des Stahlverbrauchs nur gedeckt werden kann, wenn die Leistungsfähigkeit der Werke weiter verbessert wird. Hinzu kommt, daß auch die Entwicklung des Arbeitsmarktes Investitionen zur Rationalisierung der Betriebe erforderlich macht. Bei allen Gesellschaften wurde auf die erhebliche Steigerung der Selbstkosten hingewiesen, die durch die Lohnerhöhungen sowie durch die Verteuerung von Erz und Schrott und den hohen Aufpreis der US-Kohle hervorgerufen wird.

Kohlenwerte waren weiter vernachlässigt bei Kursrückgängen von 5 bis 8 Prozent. Obwohl die Rendite der Kohlenwerte meist über der durchschnittlichen Aktienrendite liegt, bewegen sich die Kurse auf einer Basis, die bei einem Teil der Werke erheblich unter dem Bilanzwert liegt. Einige Werte haben den Paristand sogar unterschritten. Im Bergbau sind in den letzten Jahren beträchtliche Investitionen zur Mechanisierung und Rationalisierung der Förderung durchgeführt worden. Daß diese Maßnahmen bisher nicht zu einer stärkeren Erhöhung der Förderziffern geführt haben, ist in erster Linie auf den Mangel an geeigneten Arbeitskräften zurückzuführen.

Stahlindustrie Europas will Produktion steigern

Aus dem Jahresbericht des Europäischen Wirtschaftsrates in Paris (OEEC) über die Stahlindustrie Europas geht hervor, daß für 1960 mit einer Rohstahlgesamtproduktion von mindestens 80 und höchstens 89,5 Millionen Tonnen gerechnet wird. Die Investitionsausgaben werden in der Bundesrepublik für 1955 auf 284,7 (i. V. 237,2) Millionen Verrechnungsdollar, in Frankreich — Saargebiet auf 200 (154,3) Millionen, in Großbritannien auf 187,6 (167,5) Millionen, in Italien auf 36,8 (32,0) Millionen, in Belgien auf 39,9 (33,9) Millionen, in Luxemburg auf 26 (26) Millionen und in Schweden auf 21,6 (25,0) Millionen Verrechnungsdollar geschätzt.

KARL MARX

Die Freiheit ist das Wesen des Menschen;
wenn er sie verliert, hat er aufgehört, ein Mensch zu sein.

TECHNIK und PRODUKTION

Steigende Rohstahlerzeugung

Die Rohstahlproduktion Westdeutschlands ist im Monat Juli gegenüber Juni von 1,94 auf 1,96 Millionen Tonnen bei 26,5 (26,5) Arbeitstagen gestiegen, wie das Statistische Bundesamt, Außenstelle Düsseldorf, mitteilt. Die arbeitstägliche Leistung erhöhte sich dabei auf 73 844 (73 115) Tonnen. Die Roheisenerzeugung ist dagegen produktionstäglich auf 48 540 (48 810) Tonnen zurückgegangen. Wegen der 31 Arbeitstage im Monat Juli gegenüber 30 im Juni ist sie, absolut gesehen, jedoch auf 1,50 (1,46) Millionen Tonnen angewachsen. Damit wurden in den ersten sieben Monaten dieses Jahres 13,25 Millionen Tonnen Rohstahl und 10,09 Millionen Tonnen Roheisen erzeugt.

Die Rohstahlerzeugung in der Montanunion überstieg im 1. Halbjahr die Produktion des 1. Halbjahres 1955 um mehr als 2 Millionen Tonnen oder 8,3%. In der Gemeinschaft wurden insgesamt beinahe 28 Millionen Tonnen Rohstahl erzeugt, gegenüber 25,8 Millionen Tonnen im 1. Halbjahr 1955 und nur 20,3 Millionen Tonnen im 1. Halbjahr 1954.

Die Bundesrepublik konnte den größten Fortschritt in der Produktionssteigerung erreichen. Die einzelnen Länder der Montanunion hatten an der Produktionssteigerung im 1. Halbjahr 1956 gegenüber dem 1. Halbjahr 1955 folgenden Anteil:

Produktionssteigerung im 1. Halbjahr 1956
in Mill. t in %

Bundesrepublik	1	9,9
Luxemburg	0,153	9,8
Belgien	0,276	9,4
Niederlande	0,041	8,7
Italien	0,206	7,8
Saargebiet	0,113	7,4
Frankreich	0,340	5,03
Gemeinschaft insgesamt	2,129	8,3

Die Produktionssteigerung des 1. Halbjahrs 1956 blieb in der gesamten Gemeinschaft mit 8,3% weit hinter der Steigerungsrate des 1. Halbjahrs 1955 mit 26,6% zurück, da bei der Vollausslastung der Kapazitäten, die schon bei Jahresbeginn nahezu erreicht war, die rasche Produktionszunahme des letzten Jahres nicht mehr fortgesetzt werden konnte.

Die Produktion ist anhaltend gestiegen

Nachdem jetzt die Endzahlen feststehen, können wir einige interessante Ergebnisse zusammenstellen:

Die Eisen-, Stahl- und Tempergießereien konnten 1955 ihre Produktion gegenüber dem Vorjahr um 20,8% auf 3,64 Millionen Tonnen erhöhen. Die Ausfuhr von Gießereierzeugnissen erreichte 1955 einen Wert von 181 Millionen DM gegen 148 Millionen DM 1954. In den ersten drei Monaten 1956 haben sich Produktion und Auftragseingang zum großen Teil ausgeglichen. Daher dürfte es gelingen, den Überhang an Aufträgen langsam abzubauen.

In fast allen Zweigen der Stahlverformung brachte das Jahr 1955 einen weiteren Produktionsanstieg. Der Gesamtumsatz erhöhte sich gegenüber 1954 um fast 30% auf 1,79 Milliarden DM. Die Auftragseingänge stiegen um 32% auf 1,99 Milliarden DM. Die Produktion wurde um 26% auf rund 1,23 Millionen Tonnen erhöht. Die Ausfuhr stieg 1955 gegenüber 1954 um 16% auf 243 Millionen DM.

Die Produktion der westdeutschen Präzisions-Werkzeugindustrie hat 1955 eine außerordentlich starke Ausweitung erfahren. Bei leicht anziehenden Preisen stieg sie auf 376 Millionen DM und lag damit um etwa 33% über der des Jahres 1954. Die Ausfuhr weist trotz der scharfen ausländischen Konkurrenz zwar ebenfalls eine Steigerung auf, im Vergleich zum Inlandumsatz hat sie jedoch einen geringeren Auftrieb erhalten.

Die Zementherzeugung hat im letzten Jahr ihren Höchststand erreicht. 1955 wurden von den annähernd 90 in der Bundesrepublik bestehenden Zementfabriken 18,5 Millionen Tonnen Zement zum Versand gebracht gegenüber 16 Millionen Tonnen im Vorjahr. Die Steigerungsquote beträgt über 15%.

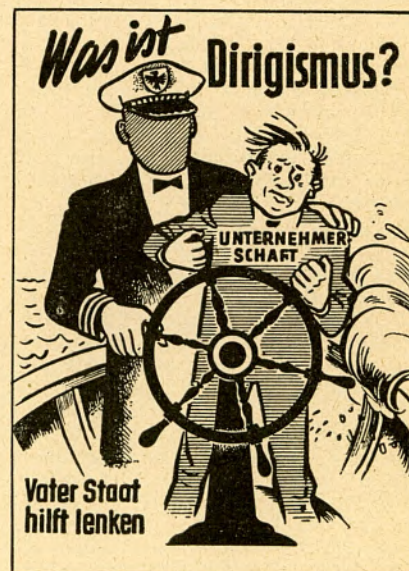
Die westdeutsche Kunststoffherzeugung stellt sich 1955 nach endgültigen Meldungen auf rund 425 000 Tonnen, was gegenüber dem Vorjahr eine Steigerung um 28% bedeutet. Die größte Produktionsausweitung war bei den Polymerisationsprodukten zu verzeichnen, deren Erzeugung um rund 30% auf etwa 200 000 Tonnen stieg.

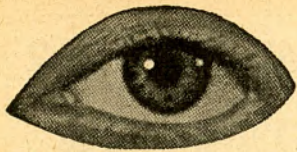


Als Kapazität bezeichnet man das Leistungsvermögen einer wirtschaftlichen oder industriellen Einheit. Zum Beispiel: Eine Automobilfabrik hat eine jährliche Produktionskapazität von 50 000 Wagen, d. h. sie kann der Größe, Art und Einrichtung ihres Betriebes entsprechend 50 000 Wagen herstellen. Die Kapazität ist meistens eine theoretische Größe, weil die tatsächliche Produktion meist unter der möglichen, nämlich der Kapazität, liegt. Die Differenz zwischen Kapazität und tatsächlicher Produktion kann durch die allgemeine Absatzlage oder innerbetriebliche Kalkulation bedingt sein, die für besondere Situationen eine Kapazitätsreserve einplant.

Was ist Dirigismus?

Man versteht unter dirigistischen Maßnahmen solche, durch die der Staat in die Marktwirtschaft eingreift, ohne sie diktatorisch zu lenken. Dirigismus meint also nicht staatliche Planwirtschaft, sondern das, was die deutschen Gewerkschaften unter „Kern-Planung“ verstehen: auf der einen Seite die Sozialisierung der Grundindustrien, auf der anderen Seite die Stützung der Unternehmerinitiative, ja selbst der Preisfreiheit.





BLICK IN DIE PRESSE

Segen und Sorgen der Automation

Über wirtschaftliche und soziale Auswirkungen der Automation sprach Prof. Dr. Götz Briefs von der Georgetown-Universität, Washington, in Essen (Ruhr). Selbst in den USA bestanden für eine weitgehende Automation starke Hemmungen. Sie habe ihre Grenzen zunächst in der Kapitalbeschaffung, weil Millionenbeträge aufzubringen seien, bevor die Methode Früchte tragen könne. Das größte Problem stelle sich aber im Absatz der gesteigerten Produktion. Die Welt gehe einer großen wirtschaftlichen Konkurrenz zwischen den USA und Sowjetrußland entgegen. Für Europa sei es wichtig, sich den „dritten Markt“ zu sichern. Dazu seien eine weitere Liberalisierung der Handelspolitik und eine europäische Zollunion unter Einschluß der Europa noch verbliebenen Kolonialgebiete notwendig. Die Automatik wird als zweite industrielle Revolution einschneidende Verkürzungen der Arbeitszeit zur Folge haben, weil sie einerseits Arbeitskräfte einspart, aber die Produktion im Ausgleich der Investitionskosten mehrt, ohne somit den Kapitalbedarf für Löhne und Gehälter beschneiden zu müssen. Eine neue Arbeitslosigkeit kann und darf nicht der Sinn der fortschreitenden Technisierung in Produktion und Verwaltung sein. Eine im letzten auf 36 oder gar 32 Wochenstunden verkürzte Arbeitszeit wirft indessen Probleme der außerberuflichen Menschenführung innerhalb der Gesellschaft auf, die nicht mit den Mitteln der Technik, der Wirtschaft und des Kapitals zu lösen sind.

Gegen die soziale Abhängigkeit

In der Zeitschrift „Soziale Ordnung“ der Christlich-Sozialen Union (CSU) heißt es in Nr. 7/1956: „Es gibt keinen Zweifel an dem Sachverhalt, daß die Sozialisten die ersten Institutionen geschaffen haben, die Arbeiterinteressen als Erwartung und Forderung vertreten haben. Die politische Institution war die Sozialdemokratische Partei, und die sachliche, auf den Arbeitskreis abgestellte Institution war die Gewerkschaft. Vor allem die Gewerkschaft hat eine wichtige Sozialfunktion erfüllt, indem sie die Gewissen aufrüttelte und sehr wesentlich dazu beitrug, daß offenbare, fast kann man sagen himmlisch-schreiende, jedenfalls unmenschliche Mißstände abgestellt wurden. Es ist zu einem großen Teil ihr Verdienst, daß aus der stummen und amorphen Masse der ‚Proletarier‘ der selbstbewußte Arbeiter unserer Tage geworden ist... Während es in der Frühzeit des Kapitalismus galt, die materielle und seelische Entwurzelung

des Arbeiters zu bekämpfen, hat die ausgesprochene Lebensnot heute nur noch historische Bedeutung. Natürlich gibt es auch heute noch Not. Diese Not hat aber ein anderes Gesicht als damals. Es ist nicht mehr das absolute Elend, die Kinderarbeit, die Hoffnungslosigkeit, es ist mit einem Worte nicht mehr die Ausbeutung, die angepackt werden muß; die heutige Not hat andere Elemente. Trotz aller sozialen Fortschritte ist die Auflösung der Gemeinschaften und vor allem die Eigentumslosigkeit und auch die soziale Abhängigkeit der breiten Masse der Arbeitnehmer geblieben.“

Gleiches Recht für Lohnsteuerpflichtige

Wir sind der Auffassung, wenn man wirklich steuergerecht sein will, ist es an der Zeit, dem Arbeitnehmer endlich das zu geben, was man dem Einkommensteuerpflichtigen längst zu geben bereit war. Hierüber gibt es drei Gründe: erstens die Manipulierungs- und Gestaltungsmöglichkeit, die dem Einkommensteuerpflichtigen gegeben ist, zweitens die unterschiedliche Zahlungsweise bei dem Einkommen- und Lohnsteuerpflichtigen, und drittens die Stellung von Sonderanträgen, die durch den Lohnsteuerpflichtigen nur in beschränktem Umfang erfolgt... Manipulierungsmöglichkeiten sind besonders da möglich, wo es um die Betriebsausgaben geht. Hier gibt es sogar gesetzliche Möglichkeiten, und zwar sowohl bei den Abschreibungen als auch bei Verlustabzügen. Diese Möglichkeiten sind dem Lohnsteuerpflichtigen in keiner Weise gegeben; denn er hat seine Lohnsteuer sofort vom Einkommen zu bezahlen... Zu dem zweiten Punkt der Zahlungsweise ist es notwendig, sich noch einmal vor Augen zu halten..., daß die Erstattung von Mehrleistungen nur im Rahmen des Jahresausgleichs beantragt werden kann. Diese Zahlungen werden meist erst im Jahre darauf, meist sogar erst dreiviertel Jahr bis über ein Jahr später, dem Lohnsteuerpflichtigen zurückerstattet. Man spricht daher unumwunden von einem zinslosen Kredit, den praktisch diese Schichten dem Staat geben. Umgekehrt ist es beim Einkommensteuerpflichtigen... Man kann... von einem zinslosen Kredit, der dem Einkommensteuerpflichtigen gewährt wird, sprechen. — Zu Punkt 3 möchte ich sagen, daß der Arbeitnehmer nur zu einem verschwindend kleinen Prozentsatz von der Möglichkeit Gebrauch macht, im Rahmen des Jahresausgleichs das zurückzuerhalten, was ihm eigentlich zusteht. Das liegt natürlich an der Unwissenheit. Aber mit dieser Unwissenheit dürfen wir uns nicht belasten, sondern wir sollten Voraussetzungen dafür schaffen, daß die Ungleichheit beseitigt wird. (Frau Beyer, SPD, nach „Das Parlament“)

Suche nach neuen Wegen

Mit einem Male erscheint das Wort „Planwirtschaft“ unter ganz neuen Aspekten. Nicht Bezugsschein- und Kartensystem, nicht Sozialisierung der Klein- und Mittelindustrie stehen auf der Tagesordnung, sondern die dro-

hende Gefahr, daß Deutschland in Kürze ein unterentwickeltes Land werden muß, wenn nicht die nötigen wissenschaftlichen und technischen Vorbereitungen für die Nutzarmachung der Atomenergie für uns getroffen werden und wenn nicht schon jetzt Pläne zur Verhütung von Massenarbeitslosigkeit und Massenelend im Zuge der Automatisierung aufgestellt werden. Ja sogar die gewiß unverdächtigen Amerikaner stehen auf einmal als sozialdemokratische Kronzeugen da für die Notwendigkeit der Planung auf diesem neuen Gebiet. Intellektuelle und der einfache Mensch werden gleichermaßen in ihren Lebensinteressen angesprochen... Darüber hinaus geht man wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß dieses neue Problem einen zugkräftigen Bestandteil der nächstjährigen Wahlpropaganda bilden wird. Schon spricht man davon, daß Wissenschaftler, wie der Atomfachmann Prof. Heisenberg, als sozialdemokratische Kandidaten für den nächsten Bundestag auftreten sollen. Der Münchener Parteitag hat ganz neue Aspekte in die deutsche Politik hineingebracht. (Frankfurter Rundschau)

„Ein Staat von Frührentnern und Frühinvaliden“

So wurde kürzlich einmal die Bundesrepublik genannt. Ein Staat, der eine Million Invaliden im Volllebensalter zählt und in dem über ein Drittel aller Rentner das 65. Lebensjahr noch nicht erreicht hat. Bei einer kleinen Schar der Frühinvaliden mag der Wunsch vorherrschen, den Lebensabend schon am frühen Nachmittag zu beginnen. Die weit überwiegende Zahl der vorzeitig aus dem Berufsleben Scheidenden wird sich aber zu diesem Schritt nur durch das harte Muß des körperlichen Verfalls bewegen lassen. Dieser Verfall wird weitgehend bestimmt durch das ständig wachsende Tempo und die Intensität der Arbeit. Berücksichtigt man, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit die Nachfrage in wichtigen Wirtschaftszweigen sprunghaft steigen wird, während gleichzeitig die Bevölkerung nur sehr langsam zunimmt, so ergeben sich hieraus ganz eindeutige Folgerungen für die künftige Arbeitsintensität. Unter diesen Umständen muß die Automatisierung, also der umfassende Ersatz von Geistes- und Muskelkraft durch Maschinen, als ein rettender Ausweg bezeichnet werden. Freilich gehört zum Schutz der menschlichen Arbeitskraft noch mehr als nur eine technische Umstellung. Dieses wertvollste Kapital unserer Gesellschaft darf nicht erst dann betreut werden, wenn der Krankheits- oder Invaliditätsfall eingetreten ist, sondern die Fürsorge muß bereits beim Gesunden beginnen. Diese Methode ist nicht nur die vernünftigere; sie wird auf lange Sicht auch die billigere sein. Zur vorbeugenden Behandlung gehört freilich ein Mittel, das in keiner Apotheke erhältlich ist: der Mut zur Muße; der Mut, Urlaub zu nehmen von der Gier nach rastloser Beschäftigung. Die Welt wird sich trotzdem drehen. Vielleicht sogar besser. (Süddeutsche Zeitung)

Das interessiert die Frau

Kaufen wir uns bei den Kindern los?

Viele Eltern sind heute erziehungsschwach, sie sind in der Erziehung ihren Kindern gegenüber wie gelähmt. Das hat man viel bei alleinstehenden Frauen. Der Ausspruch: „Na, der Lehrer wird sich ja durchsetzen“, oder: „Dem kann er ja nicht auf der Nase herumtanzen“, zeigt eindeutig, daß die elterliche Erziehung im Versagen begriffen ist. Der gute Wille bleibt immer wieder im Ansatz stecken, sie fühlen sich ihrer Erziehungsaufgabe nicht mehr gewachsen. Je größer das Kind wird, desto schwächer wird die Erziehung. Schlechte Nerven, Existenzsorgen, Raumnöte und allgemeine Lebensangst sind die Despoten, unter deren strenger Gewaltherrschaft solche Eltern leben. Wie sollen sie da ihre besten Kräfte mobilisieren und einen Lebensrhythmus schaffen, der dem des Kindes gemäß ist?

Sicherlich sind sich viele Eltern der Unvollkommenheit ihrer Erziehungsarbeit oder -methode bewußt. Wie oft verspricht eine Mutter: „Heute aber lernen wir ein Liedchen, oder wir besehen gemeinsam Bilderbücher.“ Aber dabei bleibt es. Und wenn das Kind dann sein Recht fordert: „Mutti, du hast mir doch versprochen...“, dann erhält es oft die abweisende Antwort: „Kind, laß mich zufrieden, du siehst, daß ich keine Zeit habe. Gehe hin und spiele schön.“ Oft ist dann das Kind mutterseelenallein auf sich angewiesen. Es möchte aber beachtet werden, und es will das Gefühl der Geborgenheit haben, das weit mehr aus der ständigen Pflege seines geistigen und seelischen Lebens entspringt als aus der Erfüllung seiner physischen Bedürfnisse.

Statt sich dem Kinde zu widmen, huldigen die Eltern dem Prinzip des „Schloskaufens“. Sie schalten das Radiogerät ein, ohne darüber nachzudenken, daß die „Schlagerparade“ doch nicht für Fünf- und Sechsjährige gedacht ist. In den Schulen Oldenburgs wurden in den Klassen verschiedener Altersstufen Ermittlungen darüber angestellt, wieweit sich die Schüler und Schülerinnen im deutschen Liedgut auskennen. Das Ergebnis war erschreckend. Rund 80 Prozent der Kinder beherrschen die gängigen Schlagermelodien, während nur 20 Prozent noch unsere schönen alten Volkslieder singen können. Mehrere Kinder kannten bis zu 40 Schlager und wußten dazu die Namen der Komponisten. Daß sie den Sinn der Texte in den meisten Fällen nicht verstanden hatten, dürfte in diesem Zusammenhang nur ein schwacher Trost sein.

Bereitwillig geben viele Eltern auch Kinogroschen her und kaufen sich damit für ein paar Stunden frei vom Kinde. Trotzdem sind sie entsetzt darüber, daß ihr Kind dennoch unzufrieden ist und undankbar, obwohl sie ihm mehr gönnen, als man ihnen selbst früher gegönnt hat.

Unzufriedenheiten bei Kindern haben oft tiefere Gründe, es genügt nicht, daß das Kind rund und satt ist. Kinder haben einen sicheren Instinkt für Echtes und Unechtes, wir müssen sie nur mit den wirklichen Werten in Berührung bringen. Ein großer Vorwurf für viele Eltern ist, daß sie nie Zeit für ihre Kinder finden. „Ohne den Menschen wird der Mensch gar nicht Mensch“, sagt der bekannte Pädagoge Paul Natorp. Die Eltern müssen in ihr Tagesprogramm unbedingt eine Stunde mit aufnehmen, in der sie sich ausschließlich dem Kinde widmen. Fällt ihnen dieses auch anfänglich schwer, so wird es sich aber bald zeigen, daß diese Stunden mit zu den schönsten des Tages gehören, und jenes seelische Klima wird hergestellt, das wir als „Nestwärme“ bezeichnen. In diesem Klima allein kann das Kind gedeihen; ihm entnimmt es jene Kräfte, die es nicht nur zu einer augenblicklichen Entwicklung braucht, sondern von denen es noch als Erwachsener zehren wird. Pestalozzi sagt dazu: „Jede gute Menschenerziehung fordert, daß das Mutterauge in der Wohnstube täglich und stündlich jede Veränderung des Seelenzustandes ihres Kindes mit Sicherheit in seinem Auge, auf seinem Munde und seiner Stirn lese.“

Freiheiten über Frauen

Eine gute Frau nimmt ihrem Mann alles ab — aber sie läßt ihm wenigstens ein kleines Taschengeld.

Frauen suchen immer nach einem Mann, mit dem sie durchs Leben gehen können. Aber wenn sie ihn haben, stellen sie fest, daß Auto fahren viel bequemer ist.

Es gibt zwei Dinge, die keine Frau ihrem Mann verzeiht: Geschäfte und Müdigkeit.

Eine Frau, die einem Manne an die Brust sinkt, fühlt sich seinem Herzen nahe. Aber seine Brieftasche ist meistens noch näher.

Nirgendwo erweist sich die Wahrheit, daß Zeit Geld ist, deutlicher als zwischen Mann und Frau. Frauen haben eine seltsame Geschicklichkeit darin entwickelt, den Männern Geld und Zeit zugleich zu stehlen.

Man weiß nicht genau, ob es bloß ein Zufall ist, daß Henker und Standesbeamte immer Männer sind.

Verheiratete Männer über Vierzig entdecken meistens eine Vorliebe für Aquarien. Das mag daran liegen, daß Fische gänzlich stumm sind.

Der Mann, der die Ehe erfand, ging sicher von der Erkenntnis aus, daß Langeweile gut für die Gesundheit ist.

Frauen wollen gern erfolgreiche Männer, aber sie tun alles, um sie daran zu hindern, es zu sein.

Jede Arbeit wird erst dann für uns richtige Arbeit, wenn wir lieber eine andere machen würden.

Eine der falschen Vorstellungen vom Leben ist es, daß gerade die Stunde der Gegenwart die entscheidende, wichtige ist. Aber man sollte es sich ins Herz schreiben: Jeder Tag, den wir leben, ist der beste Tag des Jahres.

Die gute Sitte verbietet, daß eine Frau von einem Manne Geld nimmt — ausgenommen in der Ehe, aber da hört die gute Sitte ohnehin auf.

Kein Mann sollte sich heute die Mühe machen und versuchen, den Charakter seiner Frau zu wandeln — heute ist es viel einfacher, eine andere Frau zu nehmen.

Unernste Definitionen

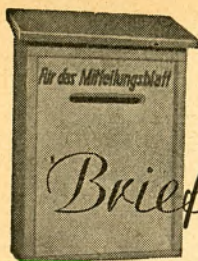
Kleine Kinder: Engel, deren Flügel schrumpfen, je länger die Beine werden. Gentleman: Ein Mann, der eine Dame sorgsam über die Straße führt, obgleich sie gar keine Hilfe braucht. Lautes, anstößiges Benehmen: Benehmen einer Gesellschaft bei Ihrem Nachbarn, zu der Sie nicht eingeladen sind.

Zwischenbemerkung: Das Äußerste, was ein Mann machen kann, wenn sich zwei Frauen unterhalten.

Optimist: Einer, der hört, wie eine Frau in einer Telefonzelle sich verabschiedet, und annimmt, sie werde nun sofort herauskommen.

Mutterfreuden: Die Freuden, die eine Mutter empfindet, wenn alle Kinder im Bett sind.

Aus: DAS BESTE aus READER'S DIGEST



Unser Briefkasten

UND SAGTE „DU!“

Und ist der Tag auch lang,
Und füllt der Hämmer Klang
Auch grell und hart die Schicht.
Hast du auch alle Kraft
Zum letzten Schlag gerafft,
Am Ende steht das Licht.

Und klingt und dröhnt der Stahl,
Erfüllt Lichtbogenstrahl
Das Werk mit blauem Schein.
Und zischt der Ofen Glut,
Verliere nie den Mut,
Denn keiner bleibt allein.

Noch jeden Arbeitsmann
Blickt' der Kollege an
Und lächelte ihm zu.
Und half die Bramme ziehn;
Stand mitten in dem Glühn
Des Stahls und sagte „DU“!

Franz Kurowski

Frau Frieda R.:

Sie haben keinerlei Aussicht, jetzt — nach sechs Jahren — mit einem Antrag auf Gewährung einer Heiratsabfindung Erfolg zu haben, da für Sie nach § 44 BVersG (alter Fassung) der Anspruch auf Witwenrente bereits vorliegen muß. In einem ähnlichen Fall hat das Bundessozialgericht am 15. Mai 1956 entschieden bei folgendem Sachverhalt:

Die Klägerin, die sich im Juni 1951 wieder verheiratet hatte, machte im Dezember 1951 den Anspruch auf Heiratsabfindung geltend. Das LSG entschied dahin, daß der Antrag zu diesem Zeitpunkt noch rechtswirksam gestellt werden konnte und ließ die Revision zu.

Das BSG hob das angefochtene Urteil auf und bestätigte seine bisherige Rechtsprechung, wonach Voraussetzung für die Gewährung der Heiratsabfindung nach § 44 BVersG (alter Fassung) der Anspruch auf Witwenrente ist. Da im vorliegenden Falle bis Juni 1951 Versorgungsansprüche nicht erhoben waren, war der Antrag auf Witwenrente verspätet gestellt.

Franz K.:

Ich verwende seit Jahren die gleiche 6X9-Kamera auf meinen Urlaubsreisen, und ich habe bisher immer recht gute Bilder erzielt. Bei meinem diesjährigen Urlaub aber waren fast alle Bilder grau. Woran kann das liegen?

Der von Ihnen gerügte Mangel kann die verschiedensten Ursachen haben. Die wahrscheinlichsten sind: 1. Zu altes Filmmaterial. Läßt sich an Hand des jeder Packung beigegebenen bzw. aufgedruckten Haltbarkeitsdatums

nachprüfen. 2. Sehr erhebliche Überbelichtung, was allerdings, da Sie schon viel mit der gleichen Kamera gearbeitet haben, weniger wahrscheinlich ist. 3. Zu alter oder sonstwie verdorbener Entwickler. Auch besteht die Möglichkeit, daß, wenn Sie panchromatisches Material verwendeten, die Entwicklung versehentlich bei rotem Licht ausgeführt wurde. 4. Nebenlicht in der Kamera. Müßte sich eigentlich durch ungleichmäßige Verteilung des Grauschleiers bemerkbar machen. Ist das der Fall? — Wenn Sie uns einige der mißglückten Bilder einsenden, sind wir eher in der Lage, ein abschließendes Urteil abzugeben.

Irma S.:

Ich habe zum erstenmal mit einem photoelektrischen Belichtungsmesser gearbeitet und bin eigentlich recht enttäuscht von dem Ergebnis. Der Prozentsatz von Fehlbelichtungen ist durchaus nicht kleiner geworden. Woran kann das liegen?

Wenn der Belichtungsmesser selbst in Ordnung ist, was Sie leicht durch einen Vergleich mit einem einwandfreien Instrument bei Ihrem Photohändler nachprüfen können, muß der Fehler an Ihnen, d. h. an Ihrer Handhabung des Gerätes liegen. Waren vielleicht sehr große Helligkeitsunterschiede in den von Ihnen aufgenommenen Motiven? Wollten Sie z. B. eine Person oder einen Gegenstand aufnehmen mit sehr viel und hellem Himmel im Hintergrund? Oder umgekehrt, z. B. eine Person in hellem Kleid vor dunklen Tannen? In beiden Fällen zeigt der Belichtungsmesser aus dem Aufnahmeabstand nicht die richtige Belichtungszeit an, da er seiner ganzen Natur nach den Durchschnitt der auf ihn einwirkenden Lichtmenge mißt. Das Instrument sollte entweder möglichst dicht an das aufzunehmende Objekt herangebracht werden (damit

es nur das von diesem ausgestrahlte Licht mißt), oder es sollte — allerdings nur, wenn es die dazu bestimmte Einrichtung in Gestalt eines vor die lichtempfindliche Zelle zu schaltenden Streuschirms besitzt — zur allgemeinen Lichtmessung in der vom Objektiv abgewandten Richtung benutzt werden.

Renate W.:

Ich habe mir im vergangenen Sommer eine Entwicklungsdose zugelegt und entwickle seitdem meine Aufnahmen — Kleinformat 24X36 mm — selbst. Bis vor kurzem auch mit einwandfrei guten Ergebnissen. Neuerdings aber muß ich eine erhebliche Unterentwicklung feststellen, ja sogar hin und wieder eine allgemeine Verschleierung. Woran kann das liegen?

Haben Sie auch darauf geachtet, Ihren Entwickler von Zeit zu Zeit zu erneuern? Besonders die Feinkornentwickler, die Sie wahrscheinlich benutzen, neigen dazu, sich mit der Zeit selbst bei Nichtbenutzung zu verbrauchen. Es gibt deshalb für die meisten der handelsüblichen Entwickler Nachfüllpackungen, mit denen man sie wieder regenerieren kann. Am wahrscheinlichsten scheint es uns jedoch, daß Ihr neuerlicher Mißerfolg „jahreszeitlich bedingt“ ist! Weil es nämlich im Herbst kälter wird und die Temperatur der Entwicklerflüssigkeit bei der Dosenentwicklung eine höchst wichtige Rolle spielt. Ist sie zu hoch, geht die Entwicklung zu schnell, und es gibt leicht Schleier, ist sie zu niedrig, geht der Entwicklungsprozeß zu langsam vor sich, die Negative bekommen nicht die erforderliche Dekkung, und wenn man sie trotzdem „hinquält“, werden sie grau. Wir empfehlen dringend die Benutzung eines Thermometers zur laufenden Kontrolle der Temperatur der Entwicklerflüssigkeit.



Im Schwarzwald
knipste ein Fotofreund für uns

Lebensnerv Suezkanal

1859: Der Franzose Ferdinand de Lesseps beginnt mit dem Bau des Suezkanals. Ganz England lacht über das Projekt. Lord Palmerston spricht von dem „unsinnigsten Ding, das der Gutgläubigkeit einfacher Leute je vorgeschlagen wurde“. Gewiß: Vor Lesseps türmen sich immer wieder neue Schwierigkeiten auf. Aber Lesseps hält durch.

1869: Der Kanal — eine schleusenlose Fahrstraße von 166 Kilometer Länge — wird feierlich eröffnet. Queen Victoria von England überreicht Lesseps das Großkreuz des Sterns von Indien... Man lacht nicht mehr in England. Der Durchstich der Landenge von Suez hat den Weg von London nach Bombay mit einem Schlage um 4831 Seemeilen verkürzt. Das Eigentumsrecht an dem Kanal wird für die Dauer von 99 Jahren, bis zum Jahre 1968, der „Compagnie Universelle du Canal Maritime de Suez“ (C.S.) übertragen.

1875: Der Khedive Ismail, der ägyptische Vizekönig, steht wieder einmal vor dem Bankrott. Benjamin Disraeli, der britische Premierminister, kauft ihm für den Preis von 4 Millionen Pfund Sterling die 176 602 Kanalaktien ab, die sich in seinem Besitz befinden. Diese Aktien sind heute etwa 40 Millionen Pfund wert.

England hatte sich einen entscheidenden Einfluß auf die Wasserstraße gesichert, die zum „Schicksalsgraben“

des britischen Weltreiches geworden war. Das war gleichzeitig der erste Schritt zur Aufrichtung der britischen Herrschaft in Ägypten.

1882: Die britische Okkupation Ägyptens beginnt mit der Besetzung Alexandrias.

1888: Die europäischen Mächte schließen die Suezkanal-Konvention ab, die freie Durchfahrt für Kriegs- und Handelsschiffe ohne Unterschied der Flagge garantiert (mit dem Vorbehalt Englands: ... soweit das die jeweilige Lage Ägyptens gestattet).

1936: Die Ägypter erhalten in dem neuen Vertrag mit England endlich ihre Unabhängigkeit, um die sie viele Jahre lang erbittert gekämpft haben. Aber England hält weiterhin die Wacht am Kanal. Es darf 10 000 Soldaten und 400 Piloten in der Kanalzone stationieren — zunächst für die Dauer von 20 Jahren.

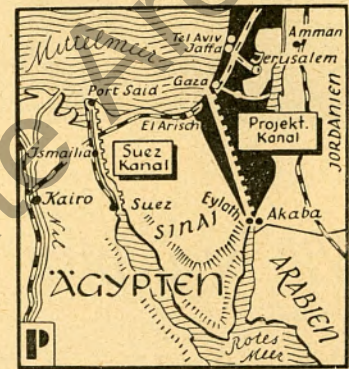
1954: Unterzeichnung des anglo-ägyptischen Abkommens über die Räumung der Suezkanalzone, das die britische Besetzung der Suezkanalzone nach 74jähriger Dauer endgültig beendet und damit die vollständige Unabhängigkeit Ägyptens herstellt. Der letzte britische Soldat wird nach den Bestimmungen des Abkommens Ägypten im Juni 1956 verlassen. Eine Rückkehr der britischen Truppen in die Kanalzone ist in den nächsten sieben Jahren nur dann möglich,

wenn eine fremde Macht einen arabischen Staat oder die Türkei angreift. Ägypten verpflichtet sich, Teile der bisherigen britischen Stützpunkte in vollständiger Gefechtsbereitschaft zu erhalten und bestätigt die Anerkennung der Konvention von 1888.

Juni 1956: Die letzten britischen Truppen verlassen die Kanalzone.

26. Juli 1956: Staatspräsident Nasser gibt die Verstaatlichung der Suezkanal-Gesellschaft bekannt.

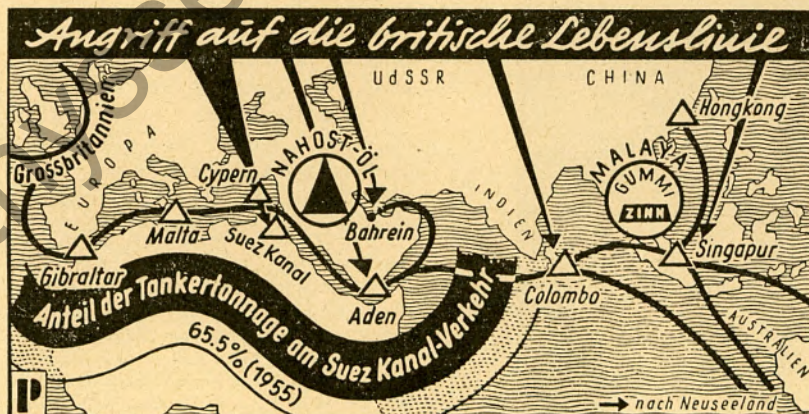
Die Verstaatlichung der Suezkanal-Gesellschaft zielt auf den Lebensnerv des britischen Handels. Trotz des Verlustes des Kaiserreichs Indien für die

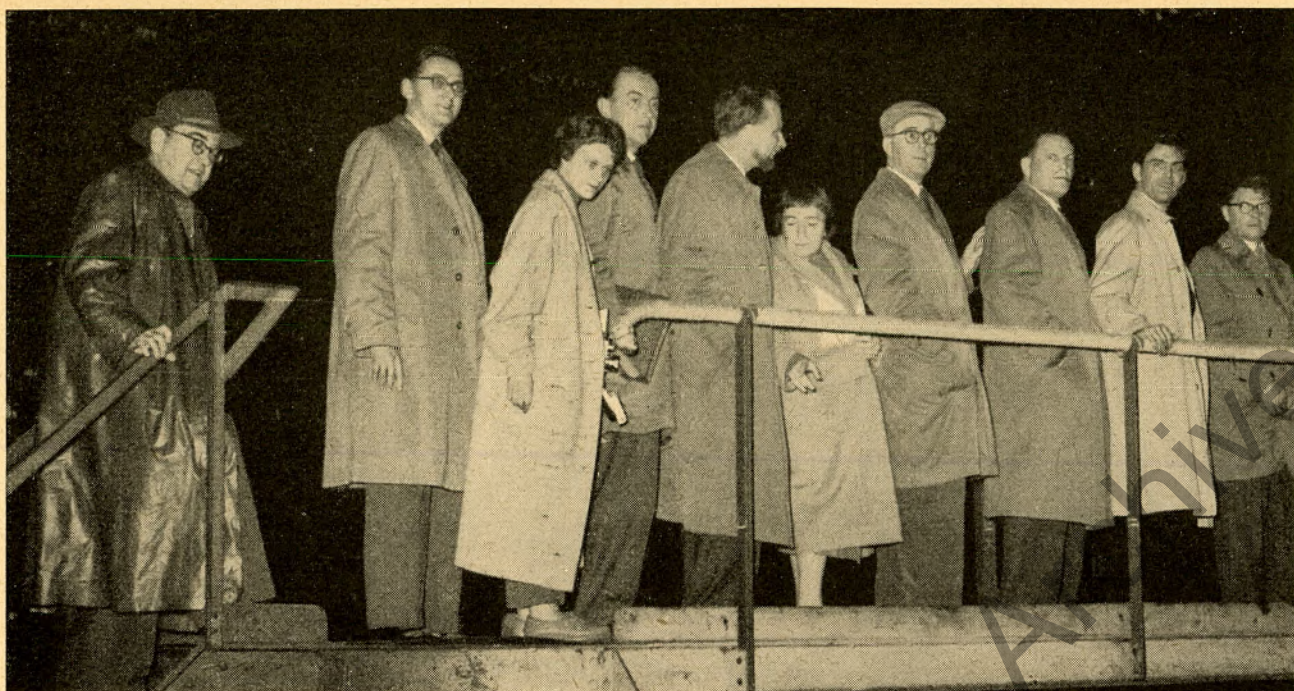


britische Krone stellt die Indien-Route durch das Mittelmeer und den Suezkanal nach wie vor die wichtigste Handelsstraße Großbritanniens dar. Zwei Drittel des süd-nördlichen Warenverkehrs durch den Kanal wird heute von Öltankern bestritten (im letzten Vorkriegsjahr: 17,3 Prozent). Von den 77 Millionen Tonnen Rohöl und Benzin, die 1955 den Kanal passierten, gingen 20,6 Millionen Tonnen nach England (britische Gesamtöleinfuhr 1955: 28 Millionen Tonnen).

44 Prozent der Kanalaktien sind in britischem, 56 Prozent in französischem Besitz. Die ägyptische Regierung beziffert den Wert der Aktien auf 840 Millionen DM und schätzt die Kapitalreserven der Gesellschaft auf 640 Millionen DM.

Der britische Plan einer zweiten Durchstechung der Landenge von Sinai hat durch die ägyptische Aktion neue Aktualität erhalten. Dieser neue Kanal soll von Eylath am Golf von Akaba ausgehen, wo Israel heute einen leistungsfähigen Hafen errichtet, über die Negeb-Wüste geführt werden und bei Gaza das Mittelmeer erreichen.





Wir besuchten euch!

Eindrücke und Gedanken eines Besuchers

(und einige Bilder eines Fotografen)



Manche Leute, die täglich mit stählernen Werkzeugen (Scheren, Büroklammern, Schreibmaschinen usw. *) zurechtkommen müssen, haben in ihrem Leben keine Geburtsstätte des Stahls von innen gesehen. Ein bedauerlicher Mangel, gewiß, aber glücklicherweise zu beheben, denn die Westfalenhütte gestattete gern der Berufsgruppe der Journalisten — genau: 32 Mann, meist männlichen, zum Teil aber auch weiblichen Geschlechts — einen Besuch, darunter auch dem Verfasser dieser Zeilen und dem Fotografen der dazugehörigen Bilder.

Warum der Verfasser zur Schreibmaschine gegriffen hat?

Nicht nur, um der Hütte seinen Dank abzustatten, sondern auch deshalb, weil er den Eindruck hatte, daß die Arbeiter ihren Besuchern ein wenig verwundert, vielleicht sogar etwas spöttisch, nachsahen.

Unser stärkster Eindruck? Nicht die riesigen, zum Teil erstaunlichen Aggregate, nicht die gelben Qualmwolken, nicht der fließende Stahl, sondern die Menschen! „Jetzt verstehe ich, welche Kräfte in den Menschen stecken, wenn sie solche gewaltigen Maschinen und Ofen beherrschen“,

*) Selbstverständlich sind hier Journalisten gemeint. Den Witz mit der Schere verstehen alle Eingeweihten. Für die Nichteingeweihten die Worte eines bekannten Redakteurs: „Als ich gerade einen Leitartikel schrieb, brach der Krieg aus. Da fiel mir vor Schreck die Schere aus der Hand!“ Das ist aber, wie gesagt, nur ein Witz.

sagte eine Kollegin des Verfassers beim Rundgang durch das Werk. Auch der Verfasser sah in die Gesichter und suchte das Kennzeichnende dieser schwer arbeitenden Menschen zu ergründen. Haben sie nicht alle etwas Gemeinsames? Was ist dieses Gemeinsame?

Das war es, was er sah: selbstbewußte Menschen, keine gebeugten Arbeitssklaven, Menschen mit wachen, intelligenten Augen und einem etwas spöttischen Lächeln um den Mund, das Gesicht, wie es schien, ausgedörnt von der Weißglut des flüssigen Stahls und voller scharfer Falten. Und Körper, deren Kraft sich nicht in Muskelpaketen bemerkbar machte. Den Besucher verblüffte die Schlankheit der Stahlarbeiter. Sollte die strahlende Hitze des Arbeitsgegenstandes keine Dickleibigkeit zulassen? Die Bewegungen: Eine fast bedächtige Ruhe lag darin, und doch ein blitzschnelles Zupacken, wenn der glühende Draht aus den Walzen hervorschoß. „Wir kochen den Stahl, wie Mutter die Erbsensuppen kocht“, sagte einer am Siemens-Martin-Ofen. Berechtigter Stolz auf die eigene Leistung und Kraftbewußtsein sprachen daraus: Ja: Ihr kocht den Stahl, Kumpel der Westfalenhütte, es ist schon richtig, und ihr kocht noch viel mehr. Denn Stahl ist die Grundlage der ganzen modernen Industriegesellschaft, des ganzen modernen Lebens. Und es ist gut, daß solche Kerle wie ihr an den Hochöfen, Konvertern und Walzenstraßen stehen.

Die arbeitenden Menschen waren das stärkste Erlebnis für einen, der noch nie zuvor ein Stahlwerk von innen gesehen hatte und der nun glaubt,

ein wenig besser als zuvor, genauer, treffender die Wirklichkeit erfassen zu können, also auch seinen Beruf wirkungsvoller auszufüllen.

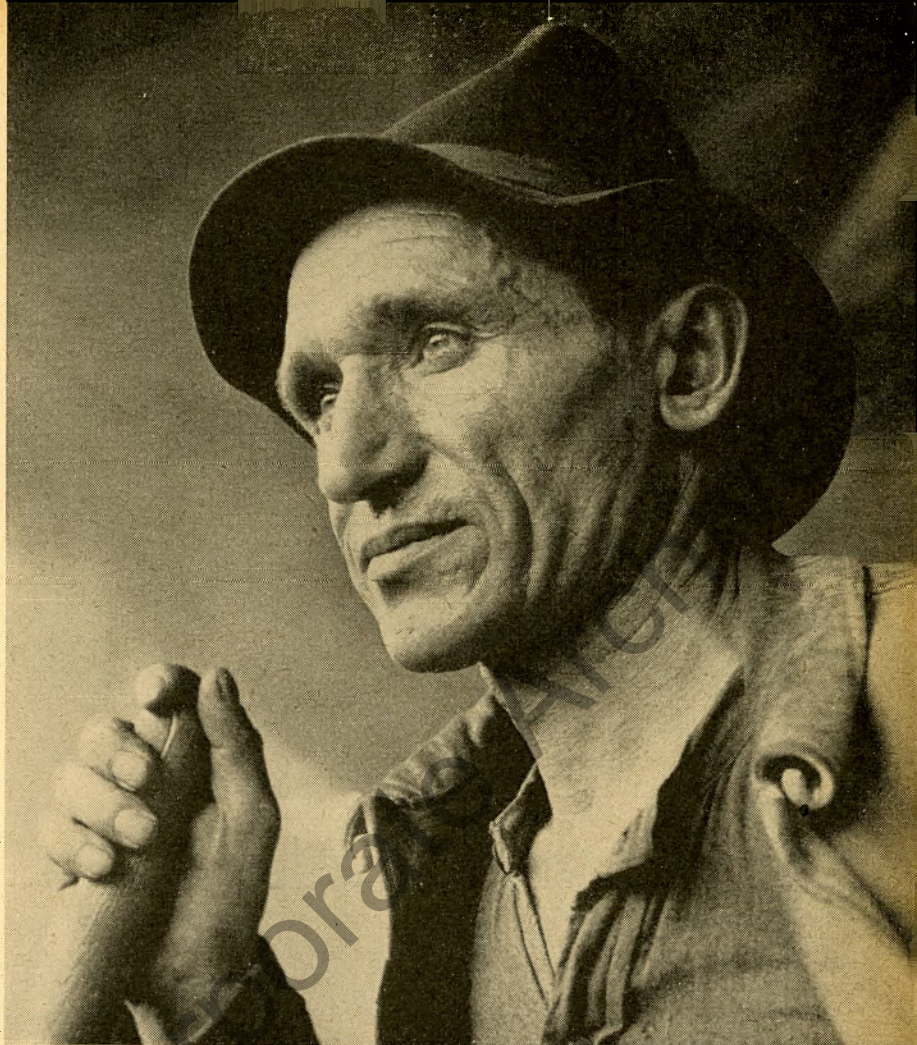
Und der problematischste Eindruck? Was könnte es anders gewesen sein als die neue Halbleugstraße mit ihrem kontinuierlichen Arbeitsprozeß und den verschwindend wenigen Menschen in der riesigen Halle! Das ist noch nicht die perfekte Automation, dachte der Besucher. Es fehlen noch die Elektrogehirne, die an Stelle der wenigen Walzer dort oben an der Steuerung sitzen müßten, wie es teilweise bereits in den USA der Fall sein soll. Und was wird aus der gewaltig anschwellenden Produktion? Was wird aus den „überflüssig“ gewordenen Menschen? Werden die stolzen, kraftgeladenen Menschen, die sich bisher die größten Produktionsinstrumente unterworfen haben, auch die Automatik meistern?

Das Problem der Automatisierung hatte schon viele Gemüter erregt, und es erregte auch die Journalistengruppe, die noch auf der Heimfahrt nicht davon loskam. Die „zweite industrielle Revolution“! Man sollte

ruhig mehr darüber sprechen. Die Probleme kommen auf uns zu — nicht nur auf die Hüttenwerker, auf uns alle. Massenhafte Mehrproduktion und sinkender Arbeitskräftebedarf. Das beißt sich, auf die Dauer gesehen. Was ist der Ausweg? Arbeitszeitverkürzung und Lohnerhöhungen? Oder geht die Reise in eine Überproduktionskrise? Oder wird die Rüstungsproduktion den Ausweg bringen, die Produktion für das Nichts, die Produktion für die Zerstörung? Schicksalhafte Fragen.

Noch allerdings brennt uns das Problem nicht auf den Nägeln. Die Automation schleicht sich heran, sie kommt nicht als blitzartiger Überfall. Noch können wir in Ruhe diskutieren, uns die Köpfe heiß reden — und kleine Scherze machen, etwa in der Art, daß wir weiblichen Besuchern von dem weißen Pulver, das in kleinen Haufen neben den Siemens-Martin-Öfen liegt, zu kosten geben und dann scheinheilig fragen, wie es schmeckt. „Nicht gut? Na, das ist auch kein Wunder, denn Soda hat noch niemals gut geschmeckt!“

Kurt Schröder





Unsere Jüngsten

Vier Volksschulen liegen in unserem unmittelbaren Bereich. In ihnen werden in großer Anzahl und vielleicht überwiegend Kinder unserer Mitarbeiter unterrichtet. Es sind dies im sogenannten Hoesch-Viertel — im Gebiet „Rund um den Borsigplatz“ — die Oesterholzschule, die Borsigschule und die Hoeschschule und mitten in unserer Siedlung die Kirchnerer Schule, an deren Aufbau die Westfalenhütte in beträchtlichem Umfange beteiligt war.

„Von dieser Schule wird ein völlig neuer Weg in der Verbindung Schule—Elternhaus—Gemeinde gegangen“, erklärte Arbeitsdirektor Alfred Berndsen in seiner Ansprache auf dem Schulfest. „Ich bin der Meinung, daß die in dieser schönen, modernen Schule angewandte Methode der Gruppenarbeit die Erfolge haben wird, deren unsere Kinder bedürfen. Eine neue Zeit verlangt auch andere Methoden in der Ausbildung und Erziehung unserer Kinder. So ist es zu begrüßen — ich glaube, alle Eltern sind mit mir der gleichen Meinung —, daß wir uns recht oft einen Ausschnitt aus der Schularbeit zeigen lassen sollten. Das Zusammenwirken von Schule, Elternhaus und Gemeinde hat auch eine besondere Bedeutung und Wirkung auf die Menschen, die hier wohnen. Viele von uns sind in der Westfalenhütte beschäftigt. Dadurch hat diese Schule ihre betonte Beziehung zu einem der größten Eisen- und Stahlwerke Deutschlands. Darin sehen wir eine weitere glückhafte Verbindung zu einer der großen Existenzgrundlagen unseres Lebens.“

Die Aufgaben, die vor uns stehen — ich denke dabei nur an die auf uns zukommende neue technische Entwicklung — wird uns alles abverlangen. Dankbar wollen wir daher die Bemühungen unserer Lehrer begrüßen, wenn sie alles daran setzen, unsere Kinder in den Stand zu setzen, für die Aufgaben des Lebens gerüstet zu sein.

Die Schule ist in vorbildlicher Weise erbaut. Aber das Werk ist noch nicht vollendet. Wann ein weiterer Bauabschnitt begonnen wird, ist heute noch nicht abzusehen. Was mir aber erforderlich erscheint, ist der schnellstmögliche Bau einer Turnhalle.“

Das bunte Programm, von Kindern aller Klassen gestaltet, hat den rund zweitausend Zuschauern viel Freude bereitet.





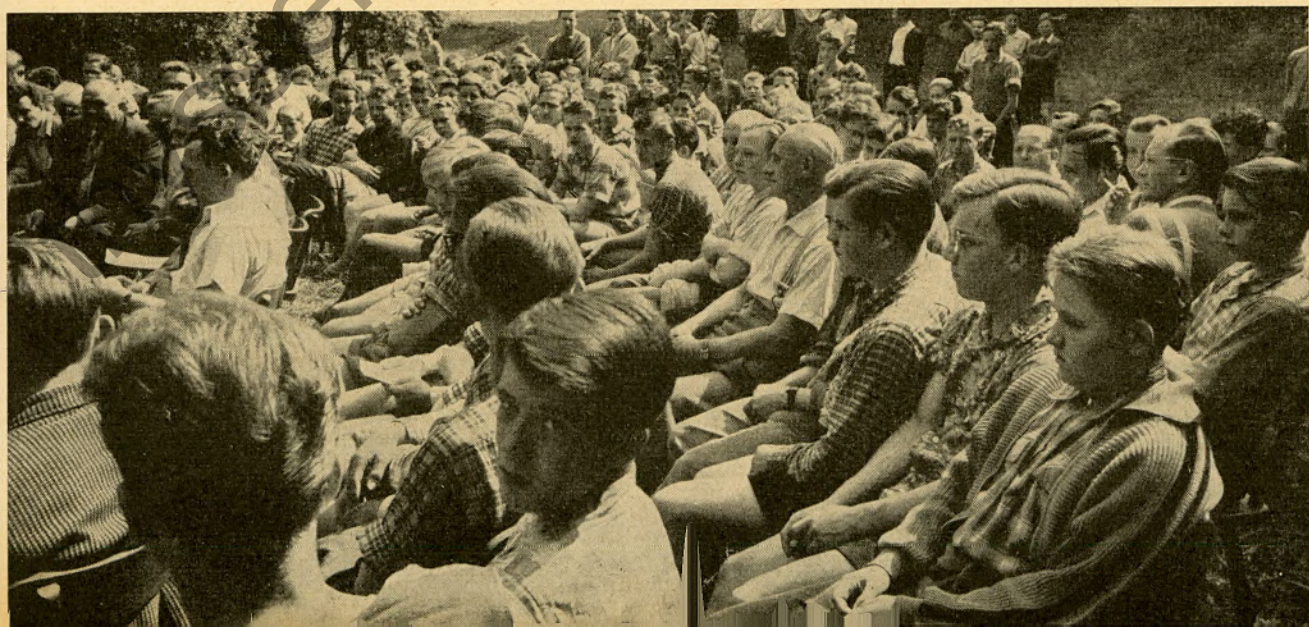
Die „Burgherren“ derer von und zu Bilstein

Wir sind die Herren der Welt

— und ähnliche Lieder der „alten Latscher“ sang unsere Jugend in den Jugendburgen und Jugendherbergen, in denen sie ihren Urlaub verlebten. Es gab einmal eine Zeit — sie ist nicht sehr fern —, in der auch der Urlaub „ein verlängerter Dienst“ war, in der die „Gefolgschaft“ mit ihrem „Führer“ in Urlaub fuhr, um — um mit den Worten des Organisators der KdF, der heute in der Sowjetzone wieder eine gewisse Rolle spielt, zu sprechen — „dem Gefolgschaftsführer Gelegenheit zu geben, sich im gemeinsamen Urlaub als Kamerad zu zeigen“. Diese Zeit ist heute auch für die Jugend vergangen. Die Jugend will ihren Urlaub selbst gestalten — das ist ihr Anrecht —, und dabei wollen wir ihr helfen.

So waren die meisten unserer Jungen in die Weite gefahren, zur Nordsee und nach Korsika, nach Österreich und Italien, nach Südfrankreich oder in eine der vielen Pensionen an der Weser und Ruhr und Mosel. Unsere Jüngsten aber weilten in sechs Jugendherbergen des Sauerlandes und Siegerlandes, allwo wir sie besuchten, um — wenn auch nur für wenige Stunden — mit der Jugend endlich einmal wieder jung zu sein.

Die „Ritter und Knappen“ von der Freusburg



Gewerkschaften und Parlamentarismus

VON OTTO BRENNER
(VORSITZENDER DER IG METALL)

Die Gewerkschaften sind als Abwehrbewegung der Arbeiter gegen die schädlichen Folgen der ersten industriellen Revolution entstanden. Aus der Erkenntnis, daß die Bewertung abhängiger Arbeit ein gesellschaftlicher Vorgang ist, hat sich die traditionelle gewerkschaftliche Forderung entwickelt: Änderung der gesellschaftlichen Stellung der auf abhängige Arbeit gegen Lohn oder Gehalt angewiesenen Menschen.

Unsere Aufgaben sind politischer Natur

Dieses Ziel hat politischen Charakter. Deshalb sind auch die Aufgaben der Gewerkschaften politischer Natur. Zu Unrecht wird der Vorwurf erhoben, wir wagten uns mit dieser Auffassung in Bereiche des gesellschaftlichen Lebens vor, die in den modernen Demokratien ausschließlich den politischen Parteien vorbehalten seien. Diese Kritik ist durchsichtig und zweckbestimmt. Mit ihr wird die Absicht verfolgt, die Gewerkschaftsbewegung ihrer tragenden Ideen zu berauben, so ihre Stoßkraft zu schwächen und sie dadurch in eine untergeordnete Rolle zurückzudrängen. Aber mit einer nachgeordneten Funktion, wie etwa der DAF in der nazistischen Diktatur oder der „Gewerkschaftsorganisationen“ des sowjetischen Systems, werden sich die Gewerkschaften der freien Welt niemals zufriedengeben.

Unsere nach 1945 neuentstandene Gewerkschaftsbewegung in der Bundesrepublik lebt in der alten politischen Tradition und hat aus ihr die für den gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustand angebrachten Forderungen konkretisiert. Diese sind für einen bestimmten Zeitabschnitt in dem gewerkschaftlichen Aktionsprogramm niedergelegt. So steht hinter der Verpflichtung zu einer aktiven Lohnpolitik die Forderung nach Neuaufteilung des Sozialproduktes als Mittel zur Verbesserung der menschlichen und gesellschaftlichen Situation der Arbeitnehmer. Die darin enthaltene Tiefenwirkung auf das Gesellschaftsbild ist zu leicht erkennbar, als daß ich sie näher umreißen müßte.

Wirtschaftsdemokratie ein staatspolitisches Ziel

Wenn sich aus der Neuaufteilung des Sozialproduktes materielle und gesellschaftliche Folgen für den Arbeitnehmer ergeben, so hat unser Streben nach Herstellung einer Demokratie in der Wirtschaft über diese Ergebnisse hinaus auch ein offensichtlich staatspolitisches Ziel. Die staatsbeherrschende Wirtschaft, die aus autoritären Zellen besteht, muß weitgehend von egoistischen und egozentrischen Tendenzen gelöst und dem gesellschaftlichen Prinzip der modernen Demokratie angepaßt werden. Nur auf diesem Wege kann die politische Demokratie für die Zukunft gesichert werden.

Wer, wie wir, sich zu einer solch hohen Verpflichtung bekennt, tritt bedingungslos für die Erhaltung und den Ausbau der Demokratie als Staatsform und der Meinungsbildung durch Mehrheitsbeschluß der Parlamente ein. Er verlangt aber auch, daß Demokratie geübt und nicht nur darin „gemacht“ wird.

Manche politische Partei in der Bundesrepublik, die in den Parlamenten die Meinungen ihrer Wähler repräsentieren soll, kann nicht immer zwischen diesen Gegensätzen unterscheiden. Wenn dann noch festzustellen ist, daß sich in wichtigen Fragen Interessenteneinflüsse bei Abgeordneten

bemerkbar machen, dann kommen parlamentarische Entscheidungen zustande, die den Willen des Volkes nicht repräsentieren. Es macht den Eindruck, als bahne sich bei der Behandlung der Frage einer allgemeinen Wehrpflicht wieder eine ähnliche Entwicklung an. Das sind ohne Zweifel Gefahren für die Gültigkeit des parlamentarischen Systems. Man kann sie aber vielleicht so lange in Kauf nehmen, als die Grundsubstanz der Demokratie dadurch nicht in Mitleidenschaft gezogen wird oder — wie schon einmal — eine Aushöhlung des demokratischen Staates durch formaldemokratische Mittel droht.

Dann werden die Gewerkschaften die Demokratie mit allen Mitteln gegen ihre formgerechten Totengräber verteidigen.

Unabhängige Meinungsbildung

Unbeschadet ihrer positiven Einstellung zur richtigen Demokratie behalten sich die Gewerkschaften eine unabhängige Meinungsbildung zu allen Fragen vor, die ihre Existenz und die Interessen der Arbeitnehmer angehen. Ich habe schon betont, daß hiervon weite Gebiete der allgemeinen Politik wie der Wirtschafts- und Sozialpolitik berührt werden. Es kann dann der Augenblick kommen, in dem gewerkschaftliche Aktionen von böswilligen Formalisten als unberechtigte Beeinflussungsversuche auf die parlamentarische Willensbildung angeprangert werden. Zu Beginn des Jahres 1951 tauchte diese Behauptung auf, als Streikvorbereitungen zur Erhaltung der Mitbestimmung in den Unternehmen der eisen- und stahlerzeugenden Industrie getroffen wurden. Bei genauerer Prüfung stellt sich aber heraus, daß in Wirklichkeit keine verfassungswidrigen Maßnahmen geplant waren.

Die Gegner der Gewerkschaften und des sozialen Fortschritts sind sich in der Methode einig, die Gewerkschaften durch derartige Unterstellungen zu diffamieren und ihnen Abbruch zu tun. Die Mitglieder der Gewerkschaften sind zum Teil parteilos, zum Teil gehören sie verschiedenen politischen Parteien und unterschiedlichen Konfessionen an. Die innere Willensbildung der Organisationen erfolgt auf demokratischer Grundlage nach dem Mehrheitsprinzip. Hier deckt sich das innere gewerkschaftliche Gefüge mit dem parlamentarischen Grundsatz der staatlichen Willensbildung.

Schicksalsgemeinschaft

Der Unterschied zur politischen Willensbildung in den Parlamenten besteht darin, daß die parteipolitische Bindung des einzelnen Mitgliedes gegenüber der gemeinsamen Interessenlage aus der sozialen Stellung der Arbeitnehmer zurücktritt. Daraus wächst eine Schicksalsgemeinschaft zum gemeinsamen Kampf, die über die meist zeitgebundenen Parteigruppierungen als politischer Grundfaktor des neuzeitlichen gesellschaftlichen Lebens hinausragt.

Dieses Bewußtsein bestimmt die Haltung der Gewerkschaftsmitglieder. Wir kennen die Kräfte in den politischen Parteien, die für unsere Schicksalsgemeinschaft eintreten und mit uns in der Arbeiterbewegung stehen: einig im Ziel, ein besseres, glücklicheres und zufriedenes Leben für alle Menschen zu gestalten.

Gewerkschaften und parlamentarische Demokratie sind keine Gegensätze. Sie können einander ergänzen und so eine fortschrittliche politische, wirtschaftliche und soziale Demokratie schaffen.

KONGRESS METALL IN DORTMUND



Die größte Industriegewerkschaft der Welt, die IG Metall für die Bundesrepublik Deutschland, wird in der Zeit vom 10. bis 15. September 1956 in Dortmund ihren 4. Ordentlichen Gewerkschaftstag abhalten. Mit 1,6 Millionen Mitgliedern — Arbeiter, Angestellte, Frauen und Jugendliche der Metallindustrie und des Metallhandwerks — umfaßt sie fast ein Viertel der 6,5 Millionen im Deutschen Gewerkschaftsbund zusammengeschlossenen Arbeitnehmer.

Von Hannover bis Dortmund, von ihrem 3. zum 4. Gewerkschaftstag, hat die IG Metall entscheidend die Gewerkschaftspolitik in der Bundesrepublik beeinflusst. Das Aktionsprogramm, erstmals 1954 auf dem Gewerkschaftstag in Hannover in seinen Grundzügen diskutiert, fand wenige Wochen später die prinzipielle Zustimmung durch den DGB-Kongreß in Frankfurt. In unzähligen Mitgliederversammlungen und Funktionärskonferenzen begrüßten die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter und Angestellten die im Aktionsprogramm niedergelegten Forderungen auf größere soziale Sicherheit für alle Arbeitnehmer. Im Mittelpunkt jedoch stand seit diesem Zeitpunkt die Losung: 40 Stunden sind genug!

Wer hätte damals — im Jahre 1954 — geglaubt, daß bereits zwei Jahre später ein Arbeitszeitabkommen über die Einführung der 45-Stunden-Woche in der metallverarbeitenden Industrie bei vollem Lohn- und Gehaltsausgleich unterzeichnet würde!

Die Zeitung METALL schrieb aus diesem Anlaß: „Das Tor ist aufgestoßen.“ Und so ist es in der Tat. Jahrzehntelang mußte die Arbeitnehmerschaft um den 8-Stunden-Tag zäh und erbittert kämpfen, bevor er im Jahre 1918 verwirklicht wurde. Jetzt haben die Gewerkschafter schon nach kurzer Zeit einen entscheidenden Schritt auf dem Wege zur 40-Stunden-Woche getan.

Erinnern wir uns weiter der großen Lohnbewegungen im vergangenen Jahr. Ausgehend von Baden-Württemberg setzte die IG Metall für Millionen von Arbeitern und Angestellten in der gesamten Metallwirtschaft der Bundesrepublik beachtliche Lohnerhöhungen durch.

Auf gewerkschaftspolitischem Gebiet ließ die gemeinsame Aktion der IG Metall und der IG Bergbau im Januar 1955 keinen Zweifel aufkommen, daß die Arbeitnehmer nicht gewillt sind, tatenlos zuzusehen, wenn jemand das Recht auf Mitbestimmung beschneiden will.

Erst in jüngster Zeit haben manche Kreise mit scharfen Angriffen auf die Arbeitszeitverkürzung in der Metallindustrie geantwortet.

Nach Auffassung der IG Metall paßt es ihnen offensichtlich nicht, daß mit dem Bremen-Abkommen ein positives Beispiel für die Verwirklichung der Arbeitszeitverkürzung in der Bundesrepublik geschaffen wurde.

Rückschau und Ausblick

Auf ihrem 4. Ordentlichen Gewerkschaftstag wird die IG Metall Rückschau und Ausblick halten. Insgesamt 418 Anträge aus allen Teilen Westdeutschlands liegen dem Gewerkschaftstag zur Beratung vor. Zahl und Inhalt der Anträge lassen die Vielfalt der Probleme erkennen, die in Dortmund zur Beratung stehen.

Neben den Fragen der Wirtschaftspolitik, der Tarifpolitik, des Jugendschutzes, der Wehrpflicht, der Mitbestimmung und der Sozialpolitik geht es unter anderem auch um den weiteren Ausbau des gewerkschaftlichen Unterstützungswesens, um den Mitgliedern der IG Metall wirksamen Schutz und finanzielle Hilfe angedeihen zu lassen.

Ein Blick auf die Tagesordnungen des Gewerkschaftstages vermittelt einen Eindruck von der Fülle der Arbeit, die den 356 Delegierten bevorsteht:

1. Eröffnung und Begrüßung des Gewerkschaftstages Hans Brümmer
Konstituierung des Gewerkschaftstages
a) Wahl des Präsidiums
b) Wahl der Schriftführer
Wahl der Wahlprüfungskommission
Beschlußfassung über die Geschäftsordnung
 2. Bericht des Vorstandes Otto Brenner
Organisation — Tariffragen Albert Kern
Kasse und Finanzverwaltung Fritz Biggeleben
Treuhandverwaltung Wilhelm Petersen
Sozialpolitik — Frauen Heinrich Sträter
Wirtschaft — Montanunion Alois Wöhrle
Bildungswesen — Jugend Kuno Brandel
Presse — Werbung — Film Fritz Strothmann
Betriebsrätewesen Heinz Dürrbeck
Angestellte
Bericht des Ausschusses
Beratung der zu diesem Tagesordnungspunkt gestellten Anträge
 3. Referat: „Freiheit und Menschenwürde — von der Idee zur Wirklichkeit“ Otto Brenner
 4. Beratung der Satzung und der dazu gestellten Anträge
 5. Erledigung der restlichen Anträge
 6. Wahl des Vorstandes und des Ausschusses
- Viele ausländische Gewerkschaftsorganisationen werden als Gäste an der Tagung der IG Metall teilnehmen.

Eine internationale Großkundgebung am Mittwoch, dem 12. September, in der Westfalenhalle steht unter dem Motto „Völker singen — Völker tanzen“.

Der Gewerkschaftstag wird am Montag, dem 10. September, 10 Uhr, in der Westfalenhalle, Goldsaal, feierlich eröffnet. Aufführung des vertonten Prologes des Kollegen Karl-Heinz Matthes, Ruhrfestspiele Recklinghausen, durch Chor, Orchester und Solisten der Städtischen Bühnen Frankfurt/M. unter Leitung des Chorleiters Clauss.

Des weiteren sind für die Delegierten sowie die in- und ausländischen Gäste u. a. Besichtigungen unserer Westfalenhütte und der Hoesch-Bergwerks-AG, Zeche Kaiserstuhl.

In der IG Metall sind organisiert 116 400 Angestellte (Männer, Frauen und Jugendliche), 137 400 weibliche Lohnempfänger, 232 100 jugendliche Lohnempfänger. Diese Zahlen entsprechen dem Stand vom 31. Dezember 1955.

Die Mitgliedschaft der IG Metall ist im Jahre 1956 weiterhin gestiegen und beträgt zur Zeit 1,7 Millionen.

Wo steht die Arbeiterschaft

in der Gesellschaft?

In Recklinghausen fanden anlässlich der Ruhrfestspiele vom 18. bis 20. Juli 1956 die V. Europäischen Gespräche statt. Der kulturpolitische Auftrag zwingt die Gewerkschaften, zu Gegenwartsfragen Stellung zu nehmen. Will der DGB die gewerkschaftlichen Richtlinien aus dem Bewußtsein unserer Zeit bestimmen, muß er von der Wende der technischen Entwicklung Deutschlands und von der Entwicklung der deutschen Gewerkschaftsbewegung des 20. Jahrhunderts ausgehen.

Dazu bedarf es gewisser Grundlagen und Maßstäbe. Die Grundlagen sind zu erarbeiten in den Tatsachen ökonomischer, soziologischer, biologischer und geistiger Art; die Maßstäbe geben das geschichtliche Denken. Die bisherigen Europäischen Gespräche gingen um die Beziehungen der Arbeiterschaft zur Kultur und um das Verhältnis zwischen Gewerkschaften, Staat und Parlament. In diesem Jahr wurde die Frage gestellt: Wie ist die Beschaffenheit der Gesellschaft, in der wir leben? Hier trafen Wissenschaftler, Politiker und Gewerkschaftler aufeinander, die ihre Antwort gaben auf das, was das gesellschaftliche Dasein und Denken bestimmt.

Klassengesellschaft in Auflösung?

Professor Dr. Siegfried Landshut, Hamburg, gab eine geistreiche, aber herausfordernde Bestimmung unseres gesellschaftlichen Daseins. Die Auflösung der Klassengesellschaft ist nach seiner Meinung eins der Kriterien unserer Zeit. Als Zeugen zitierte er Tocqueville und Karl Marx. Tocqueville bezeichnete die fortschreitende Entwicklung zur Gleichheit des gesellschaftlichen Standes als eine Tatsache der Vorsehung. Das Endresultat der Entwicklung sah Karl Marx in der klassenlosen Gesellschaft. Landshut definierte die Klassen als aus der Ständegesellschaft herübergekommene Schichten in einer prinzipiell beweglich gewordenen industrialisierten Marktgesellschaft. Ihre ungeheure Bewegung arbeite in Richtung einer Einebnung der gesellschaftlichen Unterschiede, einer egalitären Einheitsgesellschaft. Die Gleichheit sei durch keine Macht mehr aufzuhalten.

Für die Klassenbildung seien niemals allein Einkommensunterschiede maßgebend gewesen. Hier sei eine deutliche Bewegung auf die mittlere Linie hin festzustellen. Das, was Marx noch als Proletariat be-

zeichnete, sei heute sehr schwer feststellbar. Zudem sei das Klassenbewußtsein immer blasser geworden. Landshut bezeichnete die Interessen der Organisationen als untereinander gleichwertig. Von fundamentaler Bedeutung sei die Auflösung der Klassengesellschaft für die parlamentarische Demokratie, weil sie das wesentliche Element, die Opposition, zum Verschwinden bringen kann.

Grenzen von Gesamt- und Gruppeninteressen

Professor Dr. Alexander Rüstow, Heidelberg, referierte über den Widerstreit unserer Gesellschaft in Interessengruppen. Durch die Vielzahl der Interessengemeinschaften neutralisieren sie sich zwar, doch biete das keine Gewähr für die Wahrnehmung der Gesamtinteressen. Er wies auf „jene faulen Kompromisse“ hin, in denen sich Gruppeninteressen auf Kosten der Allgemeinheit verständigten. Das Ideal sah Rüstow in einer Regierung, die die Gesamtinteressen so überzeugend und sachlich wahrnehme, daß die Öffentlichkeit hinter ihr stehe. Dieser Zustand besteht heute nach Rüstows Eindruck nicht. Die Situation verführe die Opposition auf die Ebene des zu starken Partikularinteresses, wodurch das Gesamtinteresse naturgemäß zu kurz käme. Das Ja zur Notwendigkeit von Verbänden schließe aber ihre große Verantwortung mit ein. Je größer eine Organisation, desto stärker sei ihre Verantwortung für die Gesamtheit. Das gelte in besonderem Maße für die Gewerkschaften. Sehr bemerkenswert war die Einschränkung mit Blickrichtung auf die Verbände, daß auf die Dauer kein Volk in Interessenbildungen leben kann.

Es wurde scharf diskutiert

Hans Gottfurcht, Untergeneralsekretär des IBFG, warnte vor dem allzu großen Optimismus von Landshut. Im außereuropäischen Raum — so in Asien, Afrika und auch Amerika — seien ausgeprägte Klassengegensätze vorhanden.

Professor Fraenkel, Berlin, meinte, daß das Klassenbewußtsein und der Klassenkampf des deutschen Proletariats von teilweise falschen Voraussetzungen ausgegangen seien. Gliedere man dem Klassenbegriff den Kasten- und Ständebegriff aus, dann sei eine Klassenschichtung bei uns nach wie vor vorhanden.

Die USA-Gewerkschaften stünden nicht auf ideologischer Basis, sie seien echte Interessenverbände.

In der weiteren Diskussion wurde Kritik an der Unterschätzung der Einkommensunterschiede sowie an der Vermutung der Zwangsläufigkeit geübt. Steht der Gleichheit eine Tendenz der Ungleichheit entgegen? Die Sowjetunion wurde als Beispiel angeführt, in der trotz der klassenlosen Gesellschaft eine Hierarchie von Partei, Bürokratie und Armee zur neuen Klassenschichtung geführt hat.

Landshut erwiderte, daß in der Sowjetunion, da durch den Eingriff der staatlichen Gewalt die Entwicklung aufgehalten wurde, die Gesellschaft statisch zu werden beginne.

Masse und Massenzustand

Professor Dr. René König, Köln, stellte die Frage, ob die ganze Massenproblematik im Grunde nichts anderes sei als eine optische Täuschung, nämlich die optische Täuschung eines Beobachters, der mit einem besonderen Blicksystem eine Ordnung betrachtet, die nicht die seine ist. Er wies auf das Anwachsen der Bevölkerung Europas seit 1800 hin und stellte dem Massesein das Phänomen der Vermassung gegenüber. Sie bezieht sich allein darauf, daß in einer ausgesprochen konsum-orientierten Gesellschaft, wie der unseren, die Erhöhung des allgemeinen Lebensstandards einzig auf Grund der Tatsache zustande gekommen ist, daß die Industrie bestimmte Konsum- und Gebrauchsgüter in großen Massen produziert und damit jedermann zugänglich macht. Es könne nicht gelehnet werden, daß die Massenproduktion mit einer gewissen Gleichmachung des Lebensstandards etwas zu tun hat. Das Problem sei aber nicht die Standardisierung, sondern der Mangel einer Alltagsmoral, die diesen Darbietungen eine innere Linie geben könnte.

Professor Dr. Landshut sah in der Masse nicht die Bevölkerungsvermehrung, sondern die nichtgegliederte Vielheit der Personen, in der wir leben.

Professor Salin erinnerte an die Kundgebung nach 1933 im Sportpalast, in denen der einzelne in der Masse versank. Echte Gemeinschaft sei keine Masse. Massenbildung sei immer ein Zustand der Auflösung der Gemeinschaft.

Professor Kogon nannte die Gewerkschaften Interessenverbände, die man nicht mit irgendwelchen anderen Interessenverbänden gleichstellen könne. Die Gewerkschaften hätten eine ungeheure Verantwortung für die Entwicklung unserer Massengesellschaft.

Professor Dr. Briefs, Washington, sprach von der großen Leistung der Gewerkschaften, die darin bestünde, Form für den arbeitenden Menschen zu sein. Sie gab ihm Gesicht und Würde. Die große Gefahr bestünde darin, daß eine Organisation, sobald sie groß würde, sich bürokratisiert und das Brüderliche-Persönliche zurückträte. Es sei ganz sicher, daß die Egalisierung, die wir beobachteten, nicht vor sich gehe, ohne daß sich zur selben Zeit neue Ungleichheiten bildeten.

Eigentum und Verfügungsgewalt

Professor Oswald v. Nell-Breuning, S. J., Frankfurt, gab eine Analyse der Beziehung zwischen Eigentum und Verfügungsgewalt in der modernen Gesellschaft. Liberalismus, freiheitlich-demokratischer Sozialismus und christliche Soziallehre seien darin einig, daß das Eigentum keine Verfügungsgewalt über Menschen verleihen solle. Sie bejahen die Institution des Eigentums und sehen deren Sinn darin, die Nutzung der Güter in geordnete Bahnen zu lenken. Das sowohl zu Nutzen des Eigentümers wie der Allgemeinheit. Dabei betone der Liberalismus mehr die Individualfunktion, der Sozialismus die Sozialfunktion, und die christliche Soziallehre nehme eine Mittelstellung ein.

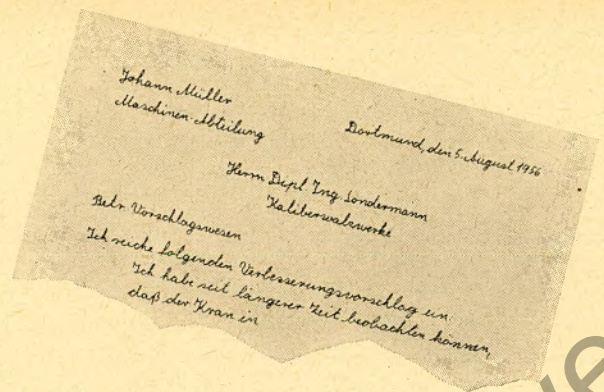
Die interessierende Frage laute: ob und wie der Reichtum heute gesellschaftliche Macht verleiht. Man könne überspitzt sagen: der heutige einflußreiche Unternehmer hat kein großes Vermögen mehr, sondern er sei ein Mann, der die Herrschaft über einen Produktionsmittelapparat, der nicht sein eigen sei, okkupiere, manchmal geradezu usurpiere. Das Managertum bilde sich in Deutschland in großem Maße aus der gesellschaftlichen Schicht der „besitzenden Kreise“ und identifiziere sich in sehr hohem Grade mit ihnen. Mit dem gegenständlichen Eigentum würde auch heute noch eine außerordentlich große gesellschaftliche Macht, Verfügungsgewalt über Menschen, ausgeübt. Er warf die Frage auf, ob nicht eine neue Rechtsgestalt der Unternehmen gefunden werden müsse, die dem tatsächlichen Zusammenwirken der in diesen Unternehmen zusammenwirkenden Menschen einen angemesseneren rechtlichen Ausdruck verleihe.

Neue Rechtsformen für Kapitalgesellschaften

Dr. Kuntze, Experte für Gesellschaftsrecht, beantwortete diese Frage dahingehend, daß die Rechtsform der Aktiengesellschaft für große Unternehmungen überholt sei. Alle drei daran beteiligten Faktoren — Arbeit, Kapital, Öffentlichkeit — müßten in der Unternehmensverfassung berücksichtigt werden. Außer im Aufsichtsrat, dessen Befugnisse bei einer Neuregelung wesentlich zu erweitern seien, und im Vorstand müsse man den Faktor Arbeit auch in der Hauptversammlung zur Geltung bringen.

In der weiteren Diskussion kam zum Ausdruck, daß die Manager eine funktionelle Tätigkeit ausübten, sie als solche einfach notwendig sei. Da das Bewußtsein, daß der Unternehmer bei seinen Entschlüssen seine Haut zu Markte trage, längst verschwunden sei, das Risiko von den Managern und den Aktionären auf den Staat übergegangen sei, bestünde heute ein viel größeres Interesse der Öffentlichkeit an den Unternehmensentscheidungen.

Dr. Potthoff setzte sich für die Schaffung neuer Rechtsformen der großen Gesellschaften ein, weil diese nicht mehr schlechthin private Unternehmungen seien, sondern mit ihren Entscheidungen den Gang der Wirtschaft maßgeblich beeinflussen und damit von allgemeinem Interesse seien.



So oder in ähnlicher Form wurden im letzten Geschäftsjahr 448 Verbesserungsvorschläge eingereicht.

Hinsichtlich der Anzahl der eingereichten Verbesserungsvorschläge liegt die Maschinen-Abteilung mit 129 an der Spitze. Ihr folgen die anderen Abteilungen: Kaliberwalzwerke und Eisenbahn-Abteilung je 45, Elektrotechnische Abteilung 33, Hochofen 31, Martinwerk 25, Kaltwalzwerk 20, Mechanische Werkstätten 17, Thomaswerk, Baubetrieb und Versuchsanstalt je 10, Werk Barop 9, Spezialblechwalzwerke, Drahtverfeinerung und frühere Belegschaftsmitglieder, Familienangehörige, Fremde je 8, Breitbandwalzwerk und Preß- und Hammerwerk je 7, Lehrwerkstatt 6, Phosphatmühle 5, Zementfabrik und Betriebswirtschaft je 3, Elektro-Stahlwerk, Fahrbetrieb und Hauptverwaltung je 2, Energiewirtschaft, Sozialwerkstätten und Werksaufsicht je 1 Verbesserungsvorschlag.

„Bares lacht“

So sagt ein altes Wort. Und im Baren — im Durchschnittserlös für den einzelnen Verbesserungsvorschlag — liegt die Energiewirtschaft mit 1000 DM an der Spitze. Ihr folgen interessanterweise frühere Belegschaftsmitglieder, Familienangehörige, Fremde mit einer Durchschnittsbewertung ihrer Verbesserungsvorschläge in Höhe von 300 DM. Es folgen die einzelnen Abteilungen: Hochofen 253 DM, Elektro-Stahlwerk 250 DM, Versuchsanstalt 230 DM, Martinwerk 206 DM, Eisenbahn-Abteilung und Lehrwerkstatt 200 DM, Mechanische Werkstätten 187 DM, Preß- und Hammerwerk 180 DM, Kaltwalzwerk 160 DM, Breitbandwalzwerk und Betriebswirtschaft 150 DM, Kaliberwalzwerk 135 DM, Maschinen-Abteilung 110 DM, Elektroabteilung und Baubetrieb 100 DM, Spezialblechwalzwerke 83 DM, Werk Barop 81. DM, Thomaswerk 70 DM, Drahtverfeinerung 68 DM, Zementfabrik 60 DM, Phosphatmühle und Hauptverwaltung 50 DM.

Krankenversicherung der Rentner

Nach jahrelangen Bemühungen hat der Bundestag am 12. Juni 1956 das Gesetz über die Neuordnung der Krankenversicherung der Rentner beschlossen. Es trägt den Namen „Drittes Gesetz über Änderungen und Ergänzungen von Vorschriften des zweiten Buches der Reichsversicherungsordnung (Gesetz über Krankenversicherung der Rentner — KVdR)“.

Damit ist unserem lange gehegten Wunsch und unserer immer wieder vorgebrachten Forderung, die Rentner derjenigen Krankenkasse zuzuweisen, bei der sie in ihrem Arbeitsleben versichert waren, Rechnung getragen worden. Da das Gesetz im Juni 1956 beschlossen worden ist, ist es mit dem 1. des übernächsten Monats — also am 1. August 1956 — in Kraft getreten. Alle Rentner der Angestellten- und Invalidenversicherung, die die Voraussetzungen des Gesetzes erfüllen, sind nach dem neuen Gesetz pflichtversicherte Mitglieder der Krankenversicherung.

Die Voraussetzungen sind:

1. Zugehörigkeit zur Krankenversicherung.

Der Rentner muß in den letzten fünf Jahren vor seinem Rentenbezug mindestens 52 Wochen Pflicht- oder freiwilliges Mitglied einer gesetzlichen Krankenkasse gewesen sein.

2. Er muß rentenberechtigt sein.

3. Er muß einen Rentenanspruch gestellt haben.

Sie erhalten dieselben Leistungen

Nach dem bisherigen Recht waren alle Rentner bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse pflichtversichert, jedoch bildeten sie innerhalb des Versichertenkreises eine besondere Gruppe. Sie konnten sich bei ihrer alten Krankenkasse weiterversichern, mußten hierfür aber die Beiträge selbst aufbringen, ohne daß sie von dem Rentenversicherungsträger für diese Auslagen Ersatz bekamen. Eine solche Doppelversicherung ist jetzt nicht mehr möglich und auch deshalb nicht mehr erforderlich, weil die Rentner ab 1. August 1956 keine Sondergruppe mehr darstellen, sondern mit Ausnahme der Barleistungen dieselben Leistungen erhalten wie alle übrigen Kassenmitglieder.

Dies trifft zunächst für alle diejenigen Rentner zu, die ab 1. August 1956 einen Rentenanspruch gestellt haben. Freilich sind diese Antragsteller noch nicht rentenberechtigt, denn die Rente muß ja erst festgesetzt werden; trotzdem sind sie bereits vom Tage der Antragstellung an versichert. Sie müssen die Beiträge selbst bezahlen, bis über den Rentenanspruch entschieden worden ist. Wird der Rentenanspruch genehmigt, so erhalten sie die Beiträge vom Tage des Rentenbeginns ab erstattet; wird er abgelehnt, so kann sich ein solcher Rentner freiwillig weiterversichern wie jedes andere Kassenmitglied.

Sie werden ordentliche Mitglieder

Mit dem Tage des Rentenbezuges werden diese formalen Mitglieder dann ordentliche Mitglieder, und zwar rückwirkend vom Tage des Rentenbeginns ab.

Auch die Rentner, die vor dem Inkrafttreten des Gesetzes bereits bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse versichert waren, haben das Recht, zu der Krankenkasse überzutreten, bei der sie vor Beginn ihrer Rente versichert waren, wenn die Voraussetzung einer Krankenversicherungszeit von 52 Wochen in den letzten fünf Jahren gegeben ist. Kommen hierfür mehrere Krankenkassen in Frage, so hat der Rentner die Wahl.

Mit der Rentenzahlung Ende August erhalten alle Rentner von der Post ein Antragsformular und ein Merkblatt. Hiermit müssen sie sich zu der Krankenkasse begeben, bei der sie sich weiterhin versichern wollen. Sie dürfen nicht vergessen, auch ihren Rentenbescheid mitzubringen. Die Krankenkasse überprüft dann den Antrag daraufhin, ob die Voraussetzungen gegeben sind, gibt dem Versicherten eine Mitgliedsbescheinigung, die er bei der nächsten Rentenzahlung bei der Post abgeben muß, und bescheinigt in dem Rentenbescheid die Mitgliedschaft.

Da nach dem Gesetz ein Antrag mit Beginn des Monats wirksam wird, der auf den Monat der Antragstellung folgt, werden diese Rentner ab 1. Oktober 1956 ihr endgültiges Versicherungsverhältnis antreten. Die Beiträge bezahlt die Landesversicherungsanstalt bzw. die Bundesversicherungsanstalt für Angestellte an die Krankenkasse. Unsere Betriebskrankenkasse wird im September besondere Schalterstunden nachmittags einrichten, in denen diese Anträge angenommen werden sollen. Um Stockungen zu vermeiden,

wird sie jeden Rentner benachrichtigen, wann er mit seinem Antrag vorsprechen soll. Es ist unbedingt notwendig, diese Zeiten einzuhalten, da sonst eine reibungslose Abwicklung nicht möglich ist.

Die freiwillig versicherten Rentner

Nach dem Gesetz ruht die Krankenversicherung der Rentner, wenn eine andere reichsgesetzliche Versicherung vorliegt. Das ist bei denjenigen unserer Rentner der Fall, die freiwilliges Mitglied unserer Betriebskrankenkasse geblieben sind. Sie sind im Monat August 1956 nur freiwillige Mitglieder der Betriebskrankenkasse und nicht mehr krankenversicherte Rentner bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse. Sie können ihren Antrag bereits im August stellen. Vor dem 1. August 1956 war es nicht möglich, einen rechtsgültigen Antrag zu stellen, weil das Gesetz noch nicht in Kraft war. Alle im August gestellten Anträge werden ab 1. September 1956 rechtskräftig. Unsere Betriebskrankenkasse wird ihre freiwillig versicherten Rentner benachrichtigen, damit sie sich mit ihrem Rentenbescheid einfinden sollen, wenn sie bei uns als Rentner versichert werden wollen. Die freiwillige Mitgliedschaft kann dann ab 1. September 1956 aufgehoben werden, weil die Leistungen ja bereits aus der Krankenversicherung der Rentner gewährt werden, für die von der Landesversicherungsanstalt die Beiträge gezahlt werden. Die Rentner, die bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse bleiben wollen, müssen ihre freiwillige Mitgliedschaft bei uns kündigen, da sonst die Krankenversicherung der Rentner für sie nicht in Kraft tritt.

Rentner haben das Recht . . .

Das neue Gesetz umfaßt nicht alle Rentner, die nach dem alten Gesetz bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse versichert waren, beispielsweise, wenn sie nicht die Versicherungszeit erfüllt haben oder wenn ihr Gesamteinkommen 500,— DM im Monat übersteigt. Sie haben aber das Recht, sich bei der Krankenkasse ihrer Wahl freiwillig weiterzuversichern. Sie werden dann nicht krankenversicherte Pflichtrentner, sondern ordnungsmäßige freiwillige Mitglieder der Krankenkasse, für die der Beitrag 4 Prozent des Gesamteinkommens beträgt. Der Beitrag, den die Krankenkasse für sie als pflichtversicherte Rentner erhalten würde, wird ihnen von der Landesversicherungsanstalt erstattet, den Mehrbetrag müssen sie selbst aufbringen. Die Satzung unserer Betriebskrankenkasse sieht vor, daß der Beitrag sich auf mindestens diesen Betrag belaufen muß.

Unsere Betriebskrankenkasse ist bereit, jedem Rentner Rat und Auskunft zu erteilen, wenn er sich durch die vielen Bestimmungen des Gesetzes nicht hindurchfindet.

Familiensterbegeld

Eine wenig begrüßenswerte Änderung hat das Gesetz bezüglich des Familiensterbegeldes gebracht. Es wird für Kinder, Ehegatten und sonstige zum Haushalt gehörende Angehörige auf 50 Prozent des Mitgliedersterbegeldes festgesetzt. Dadurch ist unsere Mehrleistung, die darin bestand, daß wir beim Tode des Ehegatten zwei Drittel des Mitgliedersterbegeldes zahlten, ab 1. August 1956 hinfällig geworden.

Auch hinsichtlich der Totgeburten hat das Gesetz Klarheit geschaffen insofern, als jetzt feststeht, daß bei Totgeburten ein Sterbegeld als Pflichtleistung nicht zu zahlen ist. Sofern die Satzung nichts Besonderes vorsieht, gibt es ab 1. August 1956 kein Sterbegeld für Totgeburten mehr. Die Satzung kann aber ein solches Sterbegeld festsetzen, und die Vertreterversammlung hat mit Rückwirkung vom 1. August 1956 beschlossen, ein Sterbegeld für Totgeburten in Höhe von 75,— DM zu zahlen.

Die neue Krankenversicherung der Rentner wird sich aus den Beiträgen allein nicht finanzieren lassen. Sie wird Zuschüsse aus den Beiträgen der noch im Arbeitsleben stehenden Mitglieder der Kasse erfordern. Dies dürfte aber auch nicht unbillig sein, denn diese Rentner haben ja in ihrem langen Arbeitsleben mit ihren Beiträgen zur Bildung des Vermögens der Kasse beigetragen, und die jetzt im Arbeitsleben Stehenden werden auch eines Tages Rentner werden und dann dieselben Leistungen beziehen können wie jetzt die Rentner.

Wir freuen uns jedenfalls, unsere alten Arbeitskameraden jetzt wieder in unsere Betriebskrankenkasse aufnehmen zu können.



Zebra

RUHR ZOO

„Das gibt ja morgen im Ruhr-Zoo ein frohes Wiedersehen. Wir fahren über die Autobahn bis zur Abfahrt Gelsenkirchen-Ost und dann den gutbeschilderten Weg bis zum Zoo.“ „Ja, wir freuen uns auch schon darauf. Nur fahren wir mit dem regelmäßigen Sonderzug von Dortmund-Hbf. über Castrop zum Bahnhof Gelsenkirchen-Zoo. Das hat einmal den Vorteil der 50prozentigen Fahrpreismäßigung, und wir können gleichzeitig die um 20 Prozent verbilligten Zoo-Einlaßkarten mit der Fahrkarte am Schalter kaufen.“ Zufällig hörten wir dieses Gespräch. Es war uns Anlaß genug, einmal das Ferienzentrum des Ruhrgebietes, den Ruhr-Zoo, aufzusuchen.

Der frühere Bismarkhain, zwischen dem Bahnhof Gelsenkirchen-Bismarck und dem Rhein-Herne-Kanal, beheimatet heute den Ruhr-Zoo Gelsenkirchen. Er ist Europas modernster und auch jüngster Tierpark. Erst am 14. April 1949 wurde er eröffnet, nachdem vorher durch eine Befragung der Bevölkerung die Entscheidung zugunsten eines Tierparks gefallen war. Der Tierpark entstand auf histori-

ischem Boden. Hier wurden im Emscherbruch vor kaum mehr als hundert Jahren die letzten Wildpferde gefangen, die sogenannten „Emscherbrücker“. Wegen ihrer gedrunghenen Kopfform wurden sie „westfälischen Dickköpfe“ genannt. Und viele glauben, der Ausdruck käme ganz woanders her und hätte eine andere Bedeutung.

Die wachsende Besucherzahl ist Beweis für die Beliebtheit des Zoos. Über vier Millionen Besucher wurden bisher gezählt. Der Tierbestand stieg von 574 Tieren im Jahre 1949 auf weit mehr als 1000 Tiere in 350 Arten aus allen Ländern und Meeren der Welt.

Hinter dem Eingang, an den farbenprächtigen Papageien vorbei, stößt der Besucher auf die gutangelegte Bärenanlage. Zwei südamerikanische Brillenbären — eine große Seltenheit — leben hier vereint mit zwei jungen Kragenbären. Immer versucht besonders die junge Besucherschar, die Bären zu frühlichem Spiel zu ermuntern. Erwachsene und Kinder bewundern in der Elefanten-Freianlage die Dressurkunststücke der

beiden Elefanten. Dabei dreht „Birma“ den Leierkasten, tanzt zur Mundharmonika eine Samba und trägt auf einem Bein ihre 90 Zentner Körpergewicht. Und betteln können sie nach der Vorstellung! Neben den afrikanischen Zwergziegen ist die einzige Zwergflußpferd-Familie, die es in Deutschland gibt, untergebracht. An Kamelen, Lamas, Guanakos und Zwergeselns vorbei führt der Weg zum Seelöwenbecken. Es ist ein herrlicher Anblick, wie diese ehemaligen Landraubtiere sich nunmehr vollendet als Meister des Schwimmens zeigen. Eine stattliche Mähnenrobbe hat sich ihnen zur Zeit zugesellt.

Im Zentrum des Zoos befindet sich die Affeninsel, stets umlagert von dem großen Besucherstrom. In einem schönen Gehege befinden sich die sibirischen Dybowski-Hirsche, die im Sommer ein schönes braunes, mit vielen weißen Flecken versehenes Fell tragen, im Winter aber einfarbig dunkelbraun sind. Eine Besonderheit ist immer wieder der Kondor, der größte Raubvogel der Welt. Mit drei bis vier Meter Flügelspannweite segelt er als

ausgesprochener Segelflieger in 3000 bis 4000 Meter Höhe über die Berge seiner Heimat, das Andengebirge Südamerikas. Eine Eigenart nordischer Hirsche liegt darin, daß beide Geschlechter Geweihe tragen. Auffallend an ihnen sind die breiten Hufe, die ein Einsinken der Tiere in Sumpf und tiefen Schnee verhindern. Eine gitterlose Freianlage für Kängurus und Giraffen liegt am Wege zum Schimpansenhaus. Hier tummeln sich immer drei bis vier junge Schimpansen und zeigen sich als stetige Spaßmacher. Viel Freude bereitet den Besuchern stets das Mittagmahl, das sie mit dem Löffel vom Teller essen. Sie sind dabei mit Pullover und Kinderlätzchen angezogen. Einen besonderen Neuzugang hat der Zoo durch einen vier Jahre alten Orang-Utan erhalten; Kuno wurde erst kürzlich in den Urwäldern Sumatras gefangen und hat eine Sitzhöhe von 50 Zentimetern. Immer wieder wird der Mensch beeindruckt von den Königen der Wüste und des Urwalds: Löwen, Tigern und Leoparden. Wie niedlich sind dagegen die Hirschziegentantilopen. Mit ihren gedreht wirkenden Geweihen bieten sie einen herrlichen Anblick.

Von den vielen Vogelarten sei nur der australische Emu hervorgehoben. Das Weibchen hat nur die Eier zu legen und erfüllt damit die Arterhaltung. Dagegen muß der Hahn allein brüten und dann die Jungen führen, bis sie selbständig sind. Bei all der Vielfalt, die der Ruhr-Zoo bietet, wird der Besucher doch nicht übermüdet. Durch die abwechslungsreiche Gestaltung der gesamten Zoo-Anlagen hat das Auge immer wieder Gelegenheit zum Ausruhen. Alles in allem: es lohnt ein Besuch im Ruhr-Zoo, dem Tierpark des Ruhrgebiets.

Schimpansen

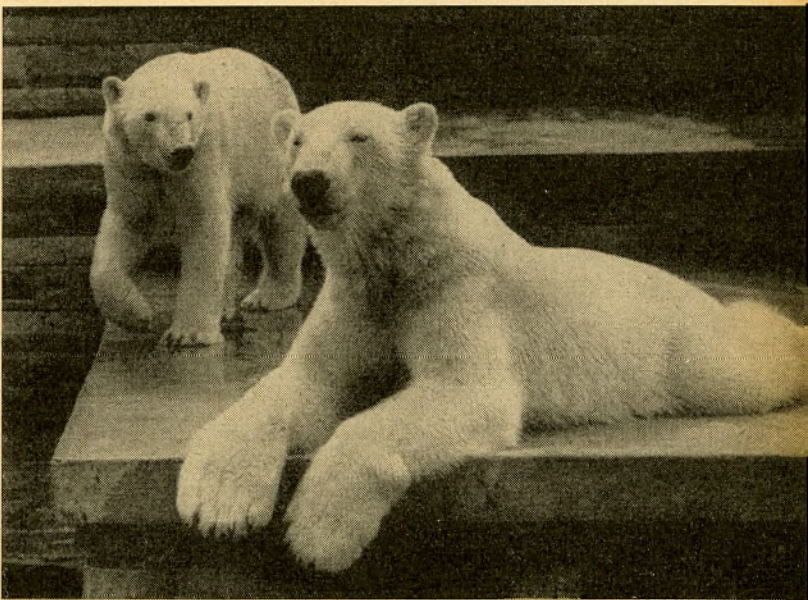


Kamele



Junge Löwen (8 Wochen alt)

Eisbären





Grabstein des Caelius

Wie so viele bedeutende Kunstausstellungen bringt auch die diesjährige Villa-Hügel-Ausstellung viel Verwirrendes und Aufregendes mit sich. Auf den ersten Seiten des dickleibigen Katalogs lesen wir von Schirmherrschaft, Ehrenausschuß, Arbeitsausschuß und den zugehörnden Präsidenten, Ehren- und sonstigen Vorsitzenden. Exzellenzen, Magnifizenzen, Minister, Direktoren — eine Fülle hoher Namen und Titel wird genannt, Leihgeber aus allen Teilen Europas aufgezählt, Flaggen wehen am Portal, Wagen fahren vor, um die Fülle der Kunstwerke drängen sich die Besucher.

Dies mag uns festlich und erhebend berühren, doch diese Freude am Äußeren ist gefährlich für das Wesentliche, das uns drinnen erwartet: die stille Auseinandersetzung des einzelnen Betrachters mit dem einzelnen Werk. Dazu müssen wir einen klaren Kopf behalten und unsere Gedanken sammeln können, sonst eilen wir hindurch wie in einem Taumel, ohne ein Werk so betrachtet zu haben, daß es uns auch noch später beschäftigen kann.

Wir greifen einige Werke heraus und wollen überlegen, was unsere Vorfahren vor mehr als tausend Jahren mit ihnen meinten. Wir wählen nicht willkürlich dieses oder jenes aus, denn die Ausstellung will uns ja ein „Werden“ veranschaulichen, will uns einen in tausend

Jahren zurückgelegten Weg zeigen, und wir haben die Aufgabe, diesen Weg in den Werken wiederzufinden.

DIE RÖMER AM RHEIN

Unser Weg beginnt mit dem Grabstein des römischen Offiziers Caelius, der im Kampf gegen die Germanen fiel. Nach der Eroberung des heutigen Frankreich hatten die römischen Truppen den Mittel- und Niederrhein erreicht. Unter dem Kaiser Augustus, in den Jahren um Christi Geburt, unterwarfen sie dann auch das rechtsrheinische Germanien bis zur Elbe. Doch die besiegten Germanen erhoben sich in einem Aufstand unter der Führung Hermann des Cheruskers und schlugen im Jahre 9 nach Christi Geburt die römischen Truppen vernichtend in der Schlacht im Teutoburger Wald. Dabei fiel auch Caelius.

Germanien rechts des Rheins war wieder frei, die Römer beschränkten sich darauf, die Rheingrenze durch befestigte Plätze zu sichern. In der Nähe einer dieser Festungen, beim heutigen Xanten, setzte der Bruder des Caelius, wie die Inschrift besagt, dem Gefallenen einen Stein, allerdings nicht auf dessen Grab als Grabstein, denn der Tote war auf dem Schlachtfeld geblieben, sondern um hier, hinter der sicheren Grenze, das Andenken des verdienst-

WERDENES ABENDLAND

Ein Gang durch die Ausstellung

vollen Bruders wachzuhalten. Den Brustpanzer, geschmückt mit mehreren Orden, einen Eichenlaubkranz im Haar, der eine besonders hohe Auszeichnung war, und begleitet von seinen beiden Burschen, die mit ihm fielen, so blickt das gemeißelte Bild von lebensvoller Kraft und Ehre, ein Bild von der irdischen Größe des Menschen trotz Tod und Verderben. Das ist noch ganz heidnisch gefühlt und geformt.

DIE FRANKEN - ERBEN DER RÖMER

Unser Weg führt uns zu einem weiteren Grabstein, dem eines fränkischen Kriegers, der um 680 n. Chr. im Rheinland lebte und starb. Die römische Herrschaft war untergegangen, die Franken, Germanen vom Niederrhein, hatten nun das Land im Besitz. Sie nahmen allmählich das Christentum an, und in jene Übergangszeit, in der Christliches und Heidnisches sich vermischten, gehört unser Grabstein. Die Vorderseite zeigt den Toten, wie er mit seinem Schwert, einem Gefäß mit Nahrungsmitteln und umge-

Grabstein eines fränkischen Kriegers



AN RHEIN UND RUHR

in Villa Hügel, Essen

ben von schlangenähnlichen Totentieren im Grabe ruht. Er kämmt sich die Haare, das bedeutet: ich lebe weiter; daher auch die Nahrungsmittel. All dies sind uralte heidnische Vorstellungen. Auf der Rückseite jedoch ist Christus in den Stein geritzt, seltsamerweise mit einer Lanze in der Hand. Die Lanze war bei den Germanen das Zeichen des Königs, und sie stellten sich den Himmelskönig so vor, wie sie ihre Könige vor Augen hatten. Die kindliche Darstellung darf uns nicht stören, die Germanen lernten ja jetzt erst, Menschenbilder zu zeichnen und zu formen. Die römische Kunst, die solch ein lebensvolles und wirklich zeitnahes Bild des Caelius hervorbrachte, ist versunken.

DIE ZEIT KARLS DES GROSSEN

Aber um das Jahr 800, unter Karl dem Großen, erlebte sie eine erstaunliche Wiedergeburt. Das Frankenreich umfaßt jetzt Westdeutschland, Frankreich und Italien. Karl der Große wird zum Kaiser gekrönt, das bedeutet: das Frankenreich wird Nachfolger des untergegangenen Römischen Reiches. So ist es fast selbstverständlich, daß man den Römern in allem nacheifert, auch in der Kunst. Das zeigt unser drittes Werk, eine Darstellung des Evangelisten Markus aus einer handgeschriebenen Prachtbibel, die um 800 n. Chr. in Aachen, der Hauptstadt des Reiches, für eine Schwester Karls angefertigt wurde. Die jugendliche schöne Gestalt sitzt auf einem kostbaren Thronessel, Feder und Buch in den Händen, über ihm der Löwe, der den Evangelisten



Evangelist Markus. Buchmalerei

Markus bezeichnet. Das Ganze ist höchst prachtvoll, in kostbaren Farben gemalt; so redet ein Werk, Glanz und Größe des Frankenreiches zu zeigen.

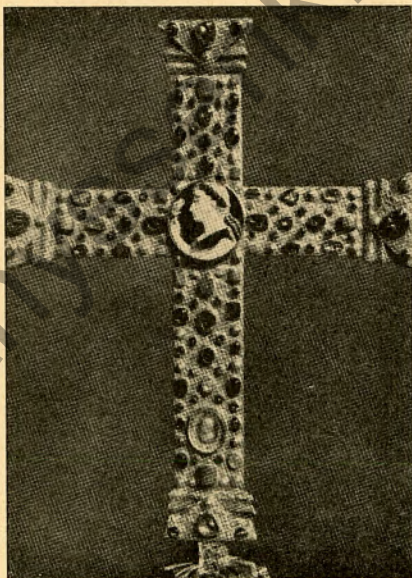
DER HÖHEPUNKT - DIE ERSTEN DEUTSCHEN KAISER

Doch diese Blüte war nicht von langer Dauer, mit dem Reich Karls des Großen versank die Kunst wieder. Aus den Wirren des Zerfalls erhob sich im 10. Jahrhundert das deutsche Kaisertum. Nie vorher und nachher war der Gedanke des Kaisertums so hoch und erhaben wie zu jener Zeit. Als Stellvertreter Christi auf Erden, von Christus selbst eingesetzt, herrschte der Kaiser über die Christenheit und das „heilige“ Reich. Auch damals, um das Jahr 1000 n. Chr., blieb das Rheinland die kulturelle Mitte des Reiches; in den alten Bischofsstädten Köln, Mainz, Trier, in Essen und Aachen entstanden goldene Kreuze, Elfenbeinschnitzereien und Prachtbibeln. Diese glanzvollen Werke durchweht ein neuer Geist, der Geist des Heiligen und Erhabenen. Ihn soll unser viertes Werk ahnen lassen, das sogenannte Lotharkreuz aus dem Domschatz in Aachen. Nicht Schmuck in unserem Sinne bedeuten Gold und Edelsteine an unserm Kreuz. Sie sind der sichtbare Ausdruck göttlicher Ordnung und überirdischen Glanzes. In der Mitte des Kreuzes ist ein Bild des Kaisers Augustus angebracht, geschnitten in einem großen Halbedelstein. An anderen Kreuzen befindet sich an dieser Stelle eine Darstellung Christi, und wir dürfen glauben, daß mit dem Bild des heidnischen römischen Kaisers Christus gemeint ist. Nicht zum Schmuck ist es dort angebracht, sondern es soll die Majestät Christi sichtbar vor Augen führen, und was wäre dazu geeigneter als ein Bild des größten römischen Kaisers.

Bei Augustus begannen wir den Weg, mit Augustus verlassen wir ihn. Jahrhunderte folgten nach bis auf unsere Tage, aber das Wesentliche zum großen Bau des christlichen Abendlandes geschah in jenen tausend Jahren vor der Zeit Augustus bis zu der Zeit Ottos des Großen.

Fritz Endemann

Lotharkreuz. Um 1000 n. Chr.



Heute war Großkampftag, auch für mich! Beim Jahressportfest der Schule durfte ich den Bericht machen! Das bedeutet Ehre und Verantwortung zugleich. Im Grunde aber war es eine Freude. Endlich wird was los sein, sagte ich mir, und es wird Gelegenheiten zu Schnappschüssen geben wie noch nie!

Noch einmal prüfe ich die Ausrüstung. Ein neuer Film ist eingelegt, die Batterie zum Elektronenblitz ist geladen. Ersatzfilme habe ich eingesteckt. Und die Sonnenblende ist auch da. Auf dem Wege blinze ich zum Himmel. Da sind ein paar ruhige weiße Wolken, sonst Sonne! Das ist herrlich!

Schon bin ich am Sportplatz. Ein prickelndes Gefühl in mir nimmt zu. Als ich mich aber der ersten der auf verschiedene Stellen verteilten Gruppen nähere, bin ich ganz ruhig. Denn jetzt werde ich beobachtet.

Hier ist man beim Weitsprung. Alle Jungen machen Probesprünge. So habe ich Zeit, und ich kann die „Szene“ umkreisen.



„Weitsprung — Als er „oben“ ist, knipse ich“

Höhepunkte

... und ich machte

den Reporter

Bericht und Aufnahmen

eines Oberprimaners



3000-m-Lauf
Ich knipse mit
 $\frac{1}{300}$ Sekunde —
und denke, es hat
geklappt!

Nach einer Weile erkenne ich: Die beste Aufnahme wird die von vorne, d. h. die unmittelbar gegen den Sprung, sein. Ich gehe in die Hocke und sehe in den Sucher. Schon fliegt einer heran, schwebt vorm Himmel, über den Häusern, die am Platz liegen. Einige aber kommen nicht hoch und nicht weit. Ich warte auf P. D.! Schon kommt er, die Beine hochgerissen, das Gesicht gespannt. Die Spikes berühren fast die Nase. Als er „oben“ ist, da, wo Steig- und Fallkraft sich für einen Augenblick aufheben, knipse ich. Ich kann bei kleiner Blende $\frac{1}{300}$ Sekunde nehmen. Sonne plus Blitz lassen das zu. Ich fühle, die Aufnahme muß sitzen.

Und ein paar Minuten später erwische ich wieder einen „Höhepunkt“, diesmal beim Hochsprung. B. springt 1,65 m, was für Schulverhältnisse sehr anständig ist. Er macht's mit Rollsprungtechnik. Gerade, als der Springer die Latte nehmen will — er sieht seltsam aus, da oben —, leuchtet der Blitz.

Nun bin ich beim Kugelstoßen. Und wieder habe ich den Besten anvisiert, den langen L., der die schwere Kugel ($7\frac{1}{4}$ kg) gute 12 Meter weit stößt. Er „knipst“ selber und sieht meine Bemühungen mit Verständnis und Wohlwollen. Im Augenblick des Stoßes aber denkt er sicher nicht an den Kollegen mit der Kamera. Da ist er ganz auf den Stoß konzentriert. Ich knipse ihn von der Seite. Die Kugel verließ eben die Hand, sie kommt mit ins Bild. Und auch die sachverständigen Zuschauer sind noch zu sehen.

Zuletzt kommt der 3000-Meter-Lauf. Das ist nun wirklich der „Höhepunkt“ der ganzen Veranstaltung. An „Start und Ziel“ drängen sich die Zuschauer. Ich gehe an die Strecke. Da ist es fast leer, und ich kann gut die Kameraden während ihres Laufes beobachten. Sie kommen vorüber, zum Teil schon müde, andere mit elastischem, kraftvollem Schritt. Im Anfang schauen sie noch zu mir her. Dann aber nimmt alle der Lauf ganz in Anspruch. Für mich ist es natürlich so am besten. Mein Auge geht den ersten nach, einer Gruppe von nur zwei Läufern. Ich folge ihnen mit dem Blick um die Bahn. Eben, sie sind mir schon wieder nahe, setzt der Nachfolgende zum Überholen an. Die zwei kommen schräg auf mich zu! Beide sind im Sucher, ein schönes Bild! Ich knipse, wieder mit $\frac{1}{300}$ Sekunde! Schon sind die Läufer vorüber. Aber ich glaube, es hat geklappt.

Natürlich mache ich viele Aufnahmen an diesem Tag. Aber diese vier sind doch die Höhepunkte, und sie allein schon können zeigen, wie es beim Sportfest war.



Hochsprung — Gerade, als er die Latte nimmt, leuchtet der Blitz

Kugelstoßen — Die Kugel kommt mit ins Bild — und die sachverständigen Zuschauer



DAS IST MEINE MEINUNG

Lernt die Gesetze kennen

Es ist eine Tatsache — die Praxis macht uns immer wieder darauf aufmerksam —, daß viele unserer Kollegen mit den Gesetzen innerhalb unseres Arbeitsrechts noch nicht vertraut sind.

Ganz unterschiedlich sind die Bindungen des einzelnen zu ihnen. Dem einen sind dieselben fast völlig fremd — der andere mag sie nicht, weil sie ihm unzulänglich erscheinen, und der dritte kann vielleicht eine gewisse Scheu vor ihnen nicht überwinden — vielleicht weil er kein Akademiker oder Jurist ist.

Wie ist es dann aber, wenn das Gegenteil der Fall ist, z. B. wenn der Kollege den Grundgedanken eines Gesetzes schlechthin erfaßt hat, wenn er bei der Wertung eines Gesetzes förmlich mit diesem aufwächst, wenn er sich mit allem Für und Wider in diesem werdenden Prozeß vertraut gemacht hat — auch nach der Verabschiedung desselben wissend, daß das Gesetz eine individuelle Auslegung erfahren muß —, daß die Praxis die eigentliche Lebendigmachung und Lebendighaltung darstellt und daß innerhalb derselben sogar neue Momente auftauchen, welche vielleicht eine später notwendige Veränderung dieses Gesetzes anbahnen, alles dieses bedingt durch die sich weiterentwickelnde menschliche Gesellschaft.

Träger all diesen Geschehens sind eben Menschen, und diese sind eben Individuen.

In jedem Fall — ob so oder so: Es sind „unsere Gesetze“. Ihr Dasein können wir nicht ignorieren, denn ihr weitgespannter Rahmen erfaßt uns alle.

Worauf kommt es an — wir müssen erkennen:

Das Gesetz ist das, was wir daraus zu machen verstehen.

Es ist eben ein Werkzeug, und zwar ein kompliziertes — weniger eine leblose Materie als vielmehr eine Menge zu bewegendem Geist darin. Deswegen kommt es nicht nur darauf an, den Buchstaben zu beherrschen, sondern den Sinn desselben zu verstehen, das heißt also tief eindringen, als Person muß ich mir etwas erarbeiten. Wenn wir das erkannt haben, so ist der erste große Schritt nach vorn getan. Dann werden wir beiläufig sogar feststellen, daß der Gesetzesbürger — leider haben wir ihn erst in zu geringer Zahl — aus dem schlechten Gesetz mehr zu machen versteht als sein Gegenstück aus dem guten Gesetz. Seine Aufgabe, so zu sehen und danach zu handeln, heißt nicht mehr, als das Wort Goethes verstanden zu haben: Was du ererbt von deinen Vätern (in diesem Fall von den Vätern des Gesetzes), erwirb es, um es zu besitzen.

Vorstehende Betrachtung erhebt keinen Anspruch auf Absolutheit, es soll nur eine Anregung zum Nachdenken sein; und ist es so verstanden worden, so hat es seinen Zweck erfüllt.

Johann Trömer, Versuchsanstalt

Die Gefahr der politischen Machenschaften im Betrieb

Immer und überall, wo das schaffende Volk in Gewerkschaften zusammengeschlossen ist, sollte politische und weltanschauliche, religiöse Neutralität oberstes Gesetz sein. Eine eigene Anschauung soll und muß jeder haben, wenn er ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft sein will, aber jeder Mensch hat die Meinung des anderen, solange sie mit der Gottes- und Naturordnung und der Gesellschaftsordnung in Einklang zu bringen ist, zu achten. Nur dann kann fruchtbare Arbeit geleistet werden, wenn die Ansichten und Meinungen nüchtern und sachlich ab-

gewogen werden. Ist und wird so auf unserer Hütte praktiziert? Nein.

Unsere letzte Betriebsratswahl hat das eindeutig erwiesen. Das ganze Drum und Dran braucht nicht noch einmal aufgezeigt zu werden, da es allen sattem bekannt sein dürfte.

Trotz der Beruhigung, die sich nach der Wahl der Vertrauensmänner abzeichnete, ist die Gefahr der politischen Machenschaften auf unserer Hütte nicht geringer geworden. Das besagen zwei Artikel in der „Neuen Volkszeitung“, betitelt „Vertrauensleute werden behindert“ und „Was wird aus der Belegschaft des Baroper Walzwerkes?“ Ich habe schon einmal darauf hingewiesen, daß kein Betriebsrat das Recht hat, im Namen der Belegschaft etwas zu vertreten, wenn er nicht den Auftrag dazu erhalten hat von der ganzen Belegschaft oder der Betriebsvertretung. Dasselbe gilt auch vom und für den Vertrauensmann. Haben wir innerhalb dieser beiden Gremien tatsächlich noch so Dummriane, die das nicht begreifen können? Oder aber wird doch weiterhin ferngesteuerte Gewerkschaftspolitik getrieben zum Nutzen einer Partei?

Wo wird denn überhaupt der Vertrauensmann in seiner Arbeit behindert? Und wenn es geschehen ist, so ist die Behebung dieses Zustandes ausschließlich nur Sache des Betriebsrates oder der Gewerkschaft selbst. Jeder Vertrauensmann aber sollte sich dagegen wehren, so eine Art besseren Laufjungen zu spielen. Das und nichts anderes lehnen der Vorstand des Vertrauensmännerkörpers und auch der Vorstand der Hütte ab.

Was aber aus der Belegschaft des Baroper Walzwerkes wird, könnte die Presse erst dann interessieren, wenn die Kollegen entlassen würden. So aber ist es ureigenste Angelegenheit des Betriebsrates und der Gesellschaft. Oder sollten diese Zeilen in der „Neuen Volkszeitung“ wieder einmal einen Keil zwischen Belegschaft und Vorstand treiben, wie es uns immer in der „Westfalenwalze“ vorerzählt wird? Dann dürfte es diesem Blatt wohl klar sein, daß es den eigenen Genossen mehr schadet als nützt. Oder sollte es dieser Presse gar gleichgültig sein, was aus ihren Gefolgsmännern wird, Hauptsache: die Sache siegt? Kein parteipolitisches Organ hat das Recht, derlei Dinge zu schreiben wie die „Neue Volkszeitung“.

Seien wir auf der Hut.

Lassen wir uns nicht verblüffen von dem Schlagwort des „besten Gewerkschafters“.

Der beste Gewerkschafter tut still seine Pflicht und nimmt keine Befehle von Parteien entgegen. Er trägt vielmehr außerhalb des Betriebes die berechtigten Forderungen seiner Kollegen in den Parteiversammlungen vor und ringt um ihre Verwirklichung.

So sollte es sein, umgedreht würde es nur schaden und die Gefahr heraufbeschwören, den Betriebsfrieden zu gefährden und die doch immerhin nicht schlechte Zusammenarbeit zwischen Betriebsrat und Vorstand unserer Hütte vernichten.

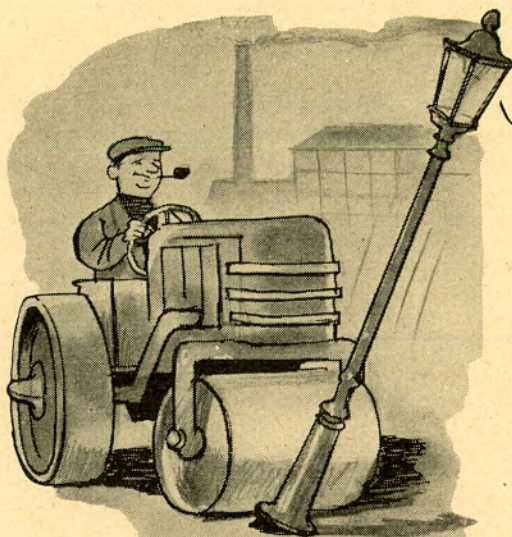
Wer dann der Leidtragende ist, wissen wir wohl alle.

Über eines müssen wir uns klarsein, denn es ist nun einmal die Realität: Wir haben mit zwei Faktoren zu rechnen — Kapital und Arbeitskraft.

Wo diese beiden Kräfte aber an der loyalen Zusammenarbeit gehindert werden, gleich von welcher Seite, muß es zum Zusammenbruch kommen.

Wilhelm Thiemann,
Maschinenabteilung Kessel

DAS SIND UNSERE BERUFE



Der Umwalzer

DIE HAT ER
ALLE HEUTE
ABGEKNALLT



Blockjäger



Mischermann



Ansetzer



Teerschieber



Locher



Stopfenmacher

KANNST DU MIR
DIESEN TROPFEN
VON DER KAFFEE-
FLASCHE REPA-
RIEREN?

URLAUB DER GENÜGSAMEN

KLEINEN SCHREBERGARTEN-STREIFZUG
ZEICHNETE H. KALISCH



Blöde Kofferschlepperei! Die Leute erfahren ja doch, daß wir unseren Urlaub im Schrebergarten verbringen



Weißt du, Inge! wenn der Geruch vom Hühnerstall nicht herüberwehte, könnte man so schön von Spanien träumen



Mensch, Wilhelm! meine Stachelbeerspätlese kannst du ruhig trinken! Da kriegst du keine Kopfschmerzen. Den Wein hab ich mit Kopfschmerztabletten angesetzt.



Wenn man 30 Jahre als Hochofenmaschinist gearbeitet hat, baut man in die Höhe



Das Schild schlägt er sich jedes Jahr über die Tür; er will damit einen richtigen Urlaub irgendwo in Bayern vortäuschen

Schachpartie Nr. 2 Nimzoindisch

Gespielt im Simultankampf mit
Großmeister Eliskases

Weiß: Eliskases.

Schwarz: Winter, Hoesch 32.

1. d2-d4 Sg8-f6 2. Sg1-f3 d7-d5 3. c2-c4 e7-e6 4. Sb1-c3 Lf8-b4 5. Dd1-b3 ... Hier scheiden sich bekanntlich die Geister. Während viele Theoretiker auf Dc2 schwören, halten andere den Sämisch-Zug 5. a2-a3 für stärker als diesen von Botwinnik bevorzugten Zug.

5. ... c7-c5 (am besten) 6. Lc1-g5 Lb4:c3 7. Db3:c3? ... Besser ist 7. b2:c3. Nach dem Textzuge verschafft sich Schwarz ein starkes Bauernzentrum.

8. ... c5:d4 8. Sf3:d4 e6-e5! Damit gewinnt Schwarz ein sehr wichtiges Tempo, das ihm verbundene Zentrumsbauern und die Öffnung der Läuferlinie einbringt. Er schlägt also zwei Fliegen mit einer Klappe.

9. Lg5:f6? ... Diese Methode, den Königsflügel aufzureißen, wandte Eliskases vielfach an. In diesem Fall ist es aber nicht angebracht; einmal bringt er sich um den Vorteil eines Läuferpaares, zum andern hebt er die Fesselung auf, und zum dritten wird das Bauernzentrum des Schwarzen weiter verstärkt. Außerdem soll man erst tauschen, wenn die Rochade ausgeführt ist. Für einen Simultanspieler, der schnell von Brett zu Brett geht, ist es natürlich nicht möglich, sich in die Stellungsprobleme eingehend zu vertiefen. Offenbar hat Eliskases mit dieser Vereinfachungsmethode gute Erfolge erzielt, und so tauscht er gewohnheitsmäßig ab.

9. ... g7:f6. Viel stärker als Df6; womit wohl Eliskases gerechnet hatte. Die Dame muß hinter dem vorstoßenden Bauer bleiben.

10. Sd4-c2 d5-d4 11. Dc3-d2 Lc8-f5 12. e2-e3 Lf5:c2. Nach 12. ... Sc6 13. ed4: Sd4: 14. Sd4: Dd4: 15. Dd4: ed4: wäre der schwarze Vorteil verschwunden. Deshalb löst Winter das Problem auf die einfachste und beste Weise.

13. Dd2:c2 Dd8-a5+ 14. Dc2-d2 Da5:d2+ 15. Ke1:d2 Sb8-c6. Das ist wieder ein gewonnenes Tempo; außerdem kann der Turm jetzt auch noch die Deckung des Bd4 übernehmen. Schwarz spielt mit anerkannter Konsequenz und Präzision.

16. Lf1-d3 Ta8-d8 17. e3-e4 Ke8-e7 18. c4-c5 Td8-c8 19. Ta1-c1 Tc8-c7 20. Tc1-c4 Th8-c8 21. b2-b4 Sc6-d8. Da der Springer den d-Bauer nicht mehr zu decken braucht, wird er an anderer Stelle aktiv eingesetzt. Durch den Springerrückzug geht auch der weiße Bauerturm ins Leere.

22. Th1-c1 Sd8-e6 23. g2-g3 Ke7-d7 24. h2-h4 h7-h6 25. Tc4-c2 Kd7-e7 26. Ld3-c4 Se6-g7 27. Lc4-d5 ... Vorzuziehen war Ld3, aber auch damit konnte der Vorstoß des f-Bauern auf die Dauer nicht verhindert werden.

27. ... f6-f5 28. Kd2-d3 f7-f6 29. f2-f4 Tc8-d8! 30. f4:e5 f6:e5 31. Ld5-b3 Tc7-c6! Damit bereitet Winter den Schlußangriff vor. Die Mattfalle für den weißen König wird reizend vorbereitet.

UNSERE STECKENPFERDE



32. e4:f5 Sg7:f5 33. Kd3-e4 Sf5:g3+ 34. Ke4:e5 Tc6-f6!, und Weiß gab auf. Das Matt auf f5 ist nicht zu decken. Schlag Weiß nicht auf e5, setzte sich die Bauernwalze unaufhaltsam in Bewegung. Die Partie wurde von Winter ganz ausgezeichnet gespielt.

Schachaufgabe Nr. 2 von Paul Graw (Schachklub Hoesch 32)

Schwarz

	a	b	c	d	e	f	g	h
8								
7								
6								
5								
4								
3								
2								
1								
	a	b	c	d	e	f	g	h

Weiß

Weiß: Kb2, Ta1, Ld3, Bd4 (4 Steine)
Schwarz: Kb4, Bb6, d5 (3 Steine)

Matt in drei Zügen!

Schachpartie Nr. 5

Sizilianisch
Entscheidungspartie um den
„Silbernen Turm“

Weiß: Böhme

Schwarz: Bartsch

1. e2-e4 c7-c5 2. Sg1-f3 d7-d6. Wird in modernen Partien häufig gespielt, um den nach 2. ... Sc6, 3. d4 cd4: 4. Sd4: Sf6 5. Sc3 d6 möglichen Zug 6. Lg5 zu vermeiden.

3. d2-d4 c5:d4 4. Sf3:d4 Sg8-f6 5. Sb1-c3 g7-g6 6. f2-f3 ... Von dem ungarischen Altmeister Maroczy, dem die Schachwelt gerade in bezug auf die Sizilianische Partie sehr viel neue Ideen verdankt, die vor allem die Verstärkung der weißen Spielführung zum Ziele haben, stammt auch diese Variante. Sie strebt die lange Rochade an, um dann mit der Bauernmasse gegen den Königsflügel anzustürmen.

6. ... Lf8-g7 7. Lc1-e3 Sb8-c6 8. Dd1-d2 0-0 9. 0-0-0! ... Diese Flucht in die lange Rochade angesichts des

flankierenden schwarzen Läufers ist natürlich nicht unbedenklich und erfordert Mut. Wie fast immer bei derartigen Versuchen, kommt es hier zum Wettlauf der Bauern auf die entgegengesetzten Flügel. Für bedächtige Spieler, die mehr vom Sicherheitsgedanken getragen werden, ist das nichts, wohl aber für junge Spieler.

9. ... Lc8-d7. Bartsch, der selbst die Maroczy-Variante gern spielt, ist auch in der Abwehr erfahren.

10. Lf1-e2 a7-a6 11. g2-g4 ... Taktisch richtiger ist es natürlich, mit Lh6 den flankierenden Läufer abzutauschen, aber der Jungmeister bläst lieber sofort die Angriffsfanfaren.

11. ... b7-b5 12. a2-a3 Ta8-c8 13. h2-h4 Sc6-a5 14. h4-h5 e7-e5!? Sieht unlogisch aus, da er dem Königs-läufer die Diagonale sperrt und den Bd6 rückständig macht, aber Bartsch hat sich die Aktion wohl überlegt; Schwächung der Königsstellung.

15. Sd4-b3 Sa5:b3 16. c2:b3 Ld7-e6 17. h5:g6 f7:g6 18. Le3-h6! ... Jetzt geht es um die Wurst! Nur Kaltblütigkeit auf beiden Seiten kann schnelle Entscheidung verhindern.

18. ... Dd8-c7! Verteidigung und Angriff zugleich!

19. b3-b4 d6-d5! Im entscheidenden Augenblick wird der Bauer vorgeworfen. Der Schwächling wird auf einmal riesenstark. Auf 20. ed5: Sd5: ist Weiß sofort verloren.

20. Kc1-b1 d5-d4 21. Sc3-a2 Le6-b3 22. Td1-c1? ... Das fördert nur die schwarzen Absichten. Am besten, aber auch nicht ausreichend, war noch Lg7:.

22. ... Dc7-f7 23. Lh6:g7 ... Kommt nun zu spät. Das verlorene Tempo läßt sich nicht wieder aufholen. Figurenverlust ist unvermeidbar.

23. ... Lb3:a2+ 24. Kb1:a1 Kg8:g7 25. Dd2-g5 Sf6-d7 26. Tc1-f1 La2-c4 27. Le2:c4 Tc8:c4 28. Tf1-f2 Df7-f4 29. Dg5-e7+ ... Nach dem Damentausch und Tf4:nebst Sf6 fällt Be4 oder g4. Der weiße Angriff ist vollständig verpufft.

29. ... Tf8-f7 30. De7-e6 Tc4-c1+ 31. Th1:c1 Df4:c1+. Weiß gibt auf! Nach dem Damentausch auf c4 entscheiden die verbundenen Freibauern schnell.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 1 von Fr. Schriek: 1. Dh3-b3!! Droht Db8+ nebst Df4 matt. 1. ... 1. Kd6 2. Db8+ Kb6 3. La4 matt. 2. ... Ke7 3. Df8 matt. 1. ... 1. Bf4 2. Db8+ Kd4 3. Df4 matt.

In INDIEN skizziert

In Kalkutta, der Hauptstadt der sich von der palmenbestandenen Küste der Bengalischen See bis an die Eismauern der Himalajariesen erstreckenden Provinz Westbengalen, klettere ich an Land. Mein Schiff hatte im Kidderpore-Dock festgemacht. Wie überall, so liegt auch dieser hier 140 Kilometer von der offenen See entfernte Haupthafen außerhalb der eigentlichen Stadt, deren Name bei uns oft mit der scherzhaften Redewendung „auf nach Kalkutta zum Affenfang“ in Verbindung gebracht wird. An die Affen in Kalkutta glaubte ich nun wirklich nicht. Edelblütige, traumschöne Maharanis, Witwen auf brennenden Scheiterhaufen, Fakire und Schlangenbeschwörer, ja, die erwartete ich zu sehen. Aber Affen? Und mitten in einer Großstadt? Nein!

Zusammen mit einem englischen Exportkaufmann, der schon mehrfach in Kalkutta war, strebe ich dem von schneeweiß uniformierten Polizisten bewachten Ausgang des Freihafens zu. Während der eine Polizeimann das eiserne Gittertor einen Spalt breit öffnet, um uns Durchlaß zu gewähren, vertritt mir der andere den Weg. Die prallen Taschen meiner Shorts, in denen ich meine Reservefilme aufbewahre, erregen seine Aufmerksamkeit. Plötzlich tastet er sie ab. Er bedauert höflich und schickt mich mit einer sanften, aber unmißverständlichen Geste zum Zollhaus hin. Mein britischer Begleiter schnauft. Er rät mir, mich über dieses Abtasten zu beschweren. „Bei wem?“ frage ich ihn. Resigniert zuckt er mit den Schultern. „Noch nie hat es ein Farbiger gewagt, mich oder einen meiner Begleiter bei einer Zollkontrolle anzufassen, früher...“ Ja, früher, denke ich. Das war einmal, als die Sahibs noch die wirklichen Götter waren... Der Mann am Hafentor tat doch nur seine Pflicht. Außerdem sind die klaffenden und trennenden Gegensätze einer überlebten und abgewirtschafteten Kolonialepoche zumindest für das freie Indien vorüber.

Gandhi — ein Ausgestoßener

Mein Blick fällt auf die Buchauslage im Foyer des Hotels. Er streift ein Plakat: „Mahatma Gandhi — der Vater der Nation. — Das Buch, das in die Hand eines jeden Inders gehört.“

War es nicht Gandhi, der mutig und revolutionär mit unvereinbaren religiösen Überlieferungen brach, als er über das „schwarze Wasser“ nach England fuhr? Die Priester seiner Kaste gaben ihm vorher zu verstehen: „Wenn du nach England fährst, müssen wir dich, den wir so schätzen, aus der Kaste ausschließen.“ „Ich folge nur meinem Gewissen, das ich über die Tradition der Kaste stelle“, erklärte Gandhi, fuhr nach England und blieb zeitlebens ein „Ausgestoßener“, soweit es seine eigene Kaste betraf. Ganz Indien — auch die orthodoxen Hindus — aber verehrt ihn trotzdem als den „Vater der Nation“.

Aus der dahindämmernden Masse und der an Selbstvergessenheit grenzenden Ruhe ist heute Unruhe und Bewegung nicht nur über Indien, sondern über ganz Asien

gekommen, als seien Millionen aus ihren Träumen, aus einem tausendjährigen Schlaf erwacht. 600 Millionen Chinesen und fast 400 Millionen Inder haben den Kampf mit dem Hunger, mit dem Massenelend, den tückischen, oft massenmordenden epidemischen Krankheiten, dem Mangel an eigenständiger Industrie, mit dem Analphabetentum, mit dem Bettlerunwesen, mit so vielen anderen Notständen aufgenommen. Rotchina versucht es mit der kommunistischen Patentlösung der Verstaatlichung, der Auslöschung der Einzelpersönlichkeit und der Abschaffung

Zwei niedliche kleine indische Damen, die in den Monsunregenschirm aber erst noch „reinwachsen“ müssen





Begegnung mitten in Kalkutta: ein Urwaldjäger aus dem fernen Assam — und ein Heiliger dazu. Niemand stört sich an ihn

jedweder Differenzierung. Indien indes geht den Weg der freiheitlichen parlamentarischen Demokratie und der privatwirtschaftlichen Initiative. Der Erfolg des einen oder anderen Systems wird über die Zukunft Asiens entscheiden.

Armut oder Beruf?

Als ich das mit allem erdenklichem Komfort ausgestattete Hotel verlasse, fühle ich, in der Menge der Passanten dahintreibend, eine Hand an meinem Arm. Ich blicke zur Seite und sehe in die flehenden Augen eines kleinen indischen Bubens, der bittend seine Hand ausstreckt: „Spare me a copper, Sir... — Gib mir eine Kupfermünze, Herr. Ich habe keinen Vater, keine Mutter mehr. Ich habe niemand auf der Welt... Spare me a copper, Sir...“ Zweimal, dreimal wiederholt der Junge seinen monoton wirkenden Bittgesang. Ich suche nach einem Geldstück, und plötzlich schiebt sich ein gutgekleideter Inder zwischen uns. Er sagt dem Jungen ein paar Worte in der Landessprache. Der Bub verschwindet im Augenblick. „Aber das Kerlchen hat doch sicher Hunger, daß ihm der Magen knurrt“, wende ich mich dem Inder zu. Aber der lächelt nur undurchsichtig und wendet sich ab. Fünf Minuten später umringen mich gleich fünf und mehr Betteljungen, und sie alle beten den gleichen Vers herunter. Ein Polizist

taucht auf. Im Nu scheinen die Jungen wie vom Erdboden verschluckt. Der Rotbemützte nickt mir zu und sagt dann noch: „Sind alle vom Himmel gefallen, diese Bengels. Glauben Sie es nicht, daß sie niemanden haben. Sie haben...!“

Fühlte ich zuerst tiefe Anteilnahme in mir aufsteigen, drängen sich mir jetzt nachdenkliche Gedanken auf: Ist es Armut — oder ist es Beruf?

Einen der vielen Bettler, der sich in grobes Sackklein gehüllt hat, will ich in einer Seitengasse fotografieren. Kaum habe ich die Kamera angesetzt, werde ich angerufen. Die Stimme hat einen drohenden Unterton. Sie gehört einem vornehm wirkenden Inder, der in langen hastigen Schritten auf mich zueilt. Mit ihm strömen von links und rechts andere indische Passanten heran. Sie umringen mich und keilen mich und den verängstigt blickenden Bettler ein. „Warum fotografieren Sie dieses Elend?“ herrscht mich der Inder an, „es gibt in Kalkutta schönere Motive für einen Ausländer, als ausgerechnet einen solchen armen Mann zu fotografieren.“ Ich zeige dem Sprecher meinen Ausweis. „Journalist sind Sie... und German?“ Über seine Züge huscht ein nachsichtiges Lächeln. „Bitte, kommen Sie, trinken wir eine Tasse Tee.“ Er wirft ein paar Worte in Hindi in die Menge, die erst zögernd, dann aber bereitwilligst eine Gasse frei macht. Es sind dreißig bis vierzig Männer. Weit hinten sehe ich den Rücken eines sich langsam entfernenden Polizisten. Hätte er mir geholfen, wenn...? Ich fürchte, nein.

250000 Bettler in Kalkutta

Aus Darjeeling, von den Südhängen des Himalajas, stammt der Tee, den wir in einem kleinen chinesischen Restaurant trinken.

„Sie müssen verstehen“, so erklärt mir der Inder, „daß es unser nationales Empfinden stört, wenn die Not und die Armut für Sensationen ausgeschlachtet werden, meist, ja eigentlich immer, ohne auf der anderen Seite die Ursachen und unsere ehrlichen Anstrengungen zu beleuchten, dieses Elend zu lindern oder zu beseitigen. Die vielen Jahrzehnte der Unfreiheit haben viel schuld an diesem Zustand, denn damals wurde kaum etwas, eigentlich nichts gegen die Bettler unternommen. Der einzig wirkliche Segen, den uns die Fremden mehr oder weniger in deren ureigenstem Interesse brachten, war die Eindämmung der Seuchen und Epidemien und die Zurückdrängung der Säuglingssterblichkeit. Dafür sind wir, die wir alles Leben — auch das der Tiere — als das höchste Gut auf Erden betrachten, unsagbar dankbar. Nüchtern betrachtet, wurde uns aber dieser Segen zum Unsegen. Die Sterblichkeitsziffer sank und die Geburtenziffer wuchs an. Indiens Bevölkerung nimmt jährlich um vier Millionen Menschen zu. 1850 hatte unser Land 150 Millionen, heute sind es 360 Millionen. Der Beschäftigungsmarkt unserer nach der Unabhängigkeit im guten, aber nicht sehr schnellen Aufbau befindlichen Industrie und Landwirtschaft kann diesen Überschuß noch nicht einordnen. So wächst denn noch immer von Jahr zu Jahr die Zahl der Notleidenden und damit auch der Bettler in den Städten.

Kalkutta, das seit 1931 von 1 700 000 Einwohnern auf 2 600 000 anwuchs, beherbergt heute laut Polizeibericht 250 000 Bettler in seinen Mauern. Aber nur wenige betteln wirklich aus Not. Vielen ist die Bettelei zum Beruf geworden. Sie leben gut davon. Nicht nur sie, sondern auch und vor allem ihre Hintermänner, die kaum oder nur schwer zu fassen sind. Der Handel mit der Armut und dem Mitleid ist von früher her noch glänzend organisiert. Sollen wir die Bettler einsperren? So viele Gefängnisse

gibt es in ganz Indien nicht, um allein Kalkuttas Bettler dort unterzubringen. Nicht heute, nicht morgen, aber eines Tages werden die „begger“ verschwunden sein... Bestimmt...“

Als wir das Restaurant verlassen, fällt unser Blick auf einen Jungen, der einen Säugling über der Schulter trägt. Der den Säugling tragende Knabe bedürfte selbst noch des Schutzes, statt sich so pathetisch und Mitleid heischend als Beschützer aufzuspielen. Aber er verdient für seine Auftraggeber mehr als ein schwerschaffender Landarbeiter oder ein Mann an der Maschine einer Fabrik in acht arbeitsiharten Stunden.

Frauenehre und Witwenverbrennungen

Ich frage den Inder: „Gibt es in Ihrem Lande noch Witwenverbrennungen?“ Der Inder bleibt mit einem Ruck stehen. Dann streckt er seinen Arm aus und zeigt mit der Hand auf den himmelanstrebenden turmähnlichen Vorderbau des Regierungsgebäudes. „Sehen Sie das rechte Fenster im 18. Stock?“ „Natürlich sehe ich es. Aber was hat dieses Fenster denn mit meiner Frage zu tun?“ meine ich verduzt. „Geduld, lieber Freund“, lächelt er. „Sehen Sie, vielleicht stürzt sich einmal eine verwitwete Frau in geistiger Umnachtung aus diesem Fenster heraus auf die Straße... irgendwann, morgen schon oder auch erst in fünfzig Jahren... oder überhaupt nicht. Ebenso unwahrscheinlich und selten sind die Fälle geworden, daß verwitwete Frauen ihrem Mann auf den Scheiterhaufen folgen. Es gibt praktisch keine Witwenverbrennungen.“

„Nicht mehr“, werfe ich ein. „Früher wurden sie doch durch Gesetz und Gesellschaft aufgezwungen?!“ — „Das ist eine Verdrehung der Tatsachen. Es handelt sich dabei nur um Gepflogenheiten, die aus damaligen Umständen erwachsen. Um das 13. und 14. Jahrhundert herrschten unaufhörlich Kriege zwischen den Rajputs, den Moham-

edanern und anderen Gegenparteien, die sich um die Beherrschung des Landes rissen. Die innere Sicherheit war derart erschüttert, daß es zu Maßnahmen kam, um die Keuschheit und Sicherheit der Frau zu bewahren. Um die Frauen der gefallenen Männer nicht ohne männlichen Schutz in Feindeshand fallen und zur minderwertigen Sklavin werden zu lassen, wurde in einigen Teilen des Landes die Witwenverbrennung, das „Sati“, eingeführt. Es handelt sich dabei um eine rein örtliche Sitte in gewissen Teilen des Landes. Sie wurde ohne gesetzlichen Befehl gepflegt, besonders dort, wo die Tradition als erste Pflicht die Bewahrung der Frauenehre vorschrieb. Als Ruhe und Ordnung wieder einkehrten, verschwand dieser Brauch von selbst. Ich bestreite nicht, daß trotzdem auch noch heute hier und dort Fälle bekannt werden, daß Frauen ihrem Mann in die Glut des Scheiterhaufens nachspringen... aber dann, wie gesagt, nur im Zustand einer geistigen Umnachtung.“

„Sie sprachen von Scheiterhaufen? Gibt es denn noch öffentliche Verbrennungen von Leichen?“

„Öffentlich ist wohl nicht ganz richtig ausgedrückt, denn die Verbrennungen finden an besonders umgrenzten Stätten statt, wie hier in Kalkutta zum Beispiel im Koiratollah-Burning-Ghat (Ghat heißt Platz und ist bengalisch) in der Nähe des berühmten Kali-Tempels.“

„Ist es erlaubt, sich dieses anzusehen?“ „Warum sollte es verboten sein, dort hinzufahren? Der Tod ist in unserem Lande, in dem das Werden und Vergehen viel eindringlicher ist, ein natürlicher Vorgang. Das Karma nimmt dem Tod allen Schrecken.“

Wunschlos sein

Und wieder stolpere ich über einen Begriff, der einem Buch mit sieben Siegeln entnommen zu sein scheint. Für die Hindus, die Buddhisten, Lamas oder Dschainisten



Der Verfasser füttert die Straßaffen Kalkuttas mit Speiseeis am Stiel. Vorsicht... Vorsicht!



Auf dem Lande leben und kleiden sich die Menschen wie vor tausend Jahren. Die sonst so schamhaften Inderinnen laufen hier sehr dürtig bekleidet herum

bedeutet dieses Karma die Lehre der Wiedergeburt. Wer an das Karma glaubt, nimmt sein Schicksal ohne Auflehnung hin. Selbst Hunger und Armut sind unbedeutend, wenn nur das Karma in Erfüllung geht. Für manchen der in Großstädten lebenden, modern denkenden Inder mögen diese überlieferten Vorstellungen überholt sein, nicht aber für jene 280 Millionen Inder, die in vom Verkehr abgelegenen und damit modernen Einflüssen fernen Dörfern mit weniger als 2000 Einwohnern im Landesinnern leben. Je vollkommener diese Menschen ihr Karma erfüllen, bei dem es nicht darauf ankommt, reich oder glücklich zu sein, sondern wunschlos und ohne Begehren zu werden, um so sicherer ist ihnen nach der Wiedergeburt ein schöneres und besseres Dasein auf dieser Welt, worunter sie vornehmlich verstehen, in eine höhere Kaste hineingeboren zu werden.

Diese Lebenseinstellung bedeutet natürlich ein scheinbar unüberwindliches Hindernis, diese Menschen zu bewegen, von sich aus den Kampf gegen Armut und Not aufzunehmen, ihre Arbeitskräfte für die Industrialisierung zu gewinnen, solange sie noch mit einer Handvoll Reis und einem Schlafplatz auf dem Boden einer primitiven Bambushütte wunschlos sind, solange noch Tausende und aber Tausende auf der Straße geboren werden, ohne Auflehnung dort leben und dort auch sterben, weil ihr Schicksal, ihr Karma, es so wollte.

An der Leichenverbrennungsstätte

Mit dem Inder fahre ich mit einer Taxe, die ein vollbärtiger geschäftsbeflissener Sikh steuert, zu der Ver-

brennungsstätte. Wir halten vor einem Tor, das mit dem Bildnis der Göttin Lakshmi, der Göttin des Glücks, geschmückt ist, die symbolhaft zwischen zwei Elefanten sitzt. Durch das Tor tretend, nimmt uns ein traumhaft schöner Blumengarten auf, in dessen einer Ecke ein wundervoll geschnitzter hölzerner Tempelpavillon an den letzten Maharadscha von Mysore erinnert. Der mit Platten belegte Fußweg endet an einer Treppe, die zu einem stillen trüben Kanalgewässer hinabführt. Rechts ist ein schmaler Durchlaß, durch den wir einen von übermannshohen Mauern eingesäumten großen, viereckigen Erdplatz betreten, dessen von der Sonne ausgedörrter Boden schwarz verräucherte Mulden aufweist. Links von uns schwelt der Brand einer Bestattung. Aus der Glut und den verkohlten, nicht ganz verbrannten Holzstämmen ragt noch ein Bein heraus. Etwas abseits stehen weißgekleidete Inder und Inderinnen. Ohne sich zu bewegen, verfolgen sie das Niederbrennen des Holzstapels, das Ende eines Menschen, der ihnen nahestand, der ihnen Vater, Mann oder Onkel war. Der Gedanke an das Karma mildert ihren Schmerz. Die Hoffnung auf die Wiedergeburt in ein besseres Leben verklärt das Ende eines Lebensabschnittes eines ihrer Angehörigen. Rechts von uns, vor dem tempelähnlichen Bau, beginnt gerade eine Verbrennung. Hochauf lodern die verzehrenden Flammen, aus denen zwei zierliche rotbemalte Füße herausragen. Eine junge Frau geht ihren letzten Weg. Mächtige Rauchwolken quellen in den unschuldsreinen Tropenhimmel. Ein süßlich riechender Brandgeruch schlägt uns entgegen.

Schweigend verlassen wir den Platz, gehen durch eine niedrige Tür und werden draußen von fröhlich plappern-

den Kindern umringt, die meine Kamera bewundern oder zwischen den für die Verbrennungen bestimmten Holzstapeln Verstecken spielen. Manchmal weht ein aufkommender Wind Rauch und Qualm über sie hin, der sie nebelhaft umhüllt. Nirgendwo auf der Welt sah ich Werden und Vergehen, Leben und Tod so nahe und so selbstverständlich beieinander.

Curry-Reis und rote Transparente

Mit meinem anderen indischen Freund, jenem Rechtsanwalt aus Madras, hatte ich bei Firpo in Kalkutta zu Mittag gegessen: Curry-Huhn mit Puri-Reis. Ein teuflisch „heißes“ Essen, nicht vom Feuer her heiß, sondern der Gewürze wegen, die dieser sandelholzfarbene Curry enthält, nämlich neben rotem indischem Pfeffer, Ingwer, Senf, Salz und anderen würzenden Zutaten ein Pulver aus dem Wurzelstock der Curcuma, die vornehmlich in Ostindien wächst.

Reis ist nicht Reis in Indien. Man kennt 60 Sorten und viele Zubereitungsarten, von denen wir uns nichts träumen lassen. Das als Nachspeise gereichte indische Eis versöhnte mich wieder. Unsere Hausfrauen könnten von der indischen Art, Tee zuzubereiten, lernen, denn Tee beendet das Mahl, das mir den Schweiß aus den Poren trieb und die Hände erzittern ließ. Dann schlendern wir in gesättigtem Wohlbehagen die Chowringreestreet herauf und sehen auf dem großen Platz vor dem Obelisk so etwas wie eine organisierte Massenversammlung.

Ich erkenne leuchtendrote Transparente mit Sprüchen in indischer und auch in englischer Sprache. Am Fuß des

Monuments steht ein weißgekleideter, eine goldene Brille tragender Inder. Er ballt hin und wieder die Fäuste, und er empfängt mit gelassenem Lächeln den gemessenen Beifall der um ihn herumhockenden, aber demutvoll friedlichen Masse, die gut an die tausend Inder zählen mag. Arbeiter sind das nicht, die da protestieren, ihre Kleidung verrät Angestellte oder Beamte. Wir treten näher und können nun auch den Versammlungsredner hören. „Was sagt er?“ frage ich den Advokaten. „Worum geht es hier?“ „Sie wollen sicherlich mehr Geld, Es sind Bankangestellte. Aber was der Redner spricht, verstehe ich nicht.“ Ich glaube nicht recht zu hören. Der Mann ist schließlich Rechtsanwalt, ein gebildeter, studierter Vertreter seines Volkes. Er lächelt und sagt: „Sie sprechen Bengali — und ich verstehe nur Telegu, die Landessprache meiner Heimat im Staate Madras und ein wenig Hindi.“ „Aber was sprechen Sie denn, wenn Sie hier in Kalkutta zu verhandeln haben?“ „Das indische Esperanto: Englisch — oder Hindi.“

14 Grundsprachen in Indien

Einige Tausend Jahre ist Indien alt. Es hat sich im Strom der Zeit und trotz mancher Kriege, trotz kolonialer Epochen dennoch seine nationale Einheit bewahrt und auch trotz der Tatsache, daß es ein Schmelztiegel vieler Rassen ist. Aber im Gegensatz zu vielen anderen Nationen der Erde ist es auch vielsprachig. Die Verfassung des freien Indien erkennt 14 Hauptsprachen in diesem riesigen Lande an, von denen jene Gruppe, die aus dem indoarischen Einfluß erwachsen ist, am stärksten ist. Die

Herrenlose Kühe im Schatten einer Straßenbahnhaltestelle inmitten einer indischen Großstadt



benannte Zahl hält gut einen Vergleich mit den in Europa gesprochenen Sprachen aus, das — ohne Rußland — etwa ebenso groß wie Indien ist.

Die am meisten gesprochene Sprache in Indien ist Hindi. Als im Jahre 1947 Indien unabhängig wurde, bildete auch die Wahl einer alle Inder verbindenden Nationalsprache einen der Zukunftsprogrammpunkte. Die Wahl fiel auf



Eine Hauptstraße in Kalkutta, der Hauptstadt Westbengalens. Diese Bauten stammen noch aus der englischen Ara



Geschäftsviertel in der Hafenstadt Madras. Reklame ist Trumpf, denn in jedem Inder steckt ein rühriger Handelsmann

Hindi, das bereits 160 der 370 Millionen Inder sprechen, wenn auch vorerst die englische Sprache für 15 Jahre noch als offizielles Verständigungsmittel bei den Behörden Anerkennung findet. Inzwischen hofft man das Hindi in ganz Indien durchzusetzen, denn es wird bereits in allen Schulen des ganzen Landes gelehrt; das Englisch soll nur noch als Unterrichtsmittel für eine höhere Bildung verbleiben.

Um sich zu verständigen, müssen sogar Parlamentsmitglieder neben ihrer Regierungstätigkeit die Schulbank drücken. Der indische Vizepräsident unterrichtet sie im Hindi.

Die gewaltigen Aufgaben der Zukunft

Es liegt nahe, auf das Analphabetentum überzublenzen. Über 80 Prozent der indischen Bevölkerung kann weder lesen noch schreiben. Das soll in Zukunft anders werden. Aber noch fehlen die Lehrkräfte, um genügend Lehrkräfte zur Unterrichtung der Masse heranzubilden. Aber man täte diesem Volke bitter unrecht, wollte man die Analphabeten als primitive Wilde hinstellen. Vielleicht besitzt die Masse der Analphabeten mehr Kultur als viele Menschen bei uns oder in Amerika, die lesen und schreiben können. Wir verwechseln zu gern Kultur mit Zivilisation.

Neben dieser riesigen Erziehungsaufgabe läuft die Industrialisierung parallel. Was auf diesem Gebiet seit 1947 geleistet wurde, ist gewaltig, aber dennoch nur und erst ein Anfang. Indien beginnt heute eigene Autos, eigene Lokomotiven, eigene Flugzeuge zu bauen. Zusammen mit einer deutschen Firma ist seit kurzem die Produktion von Lastwagen angelaufen, wie in Verbindung mit anderen deutschen Werken in einer der wichtigsten Grundstoffindustrien ein Werk aufgebaut wird, das zunächst 500 000 Tonnen und später eine Million Tonnen Stahl produzieren soll. Überhaupt ist Deutschland am industriellen Aufbau Indiens stärker beteiligt als manches andere Industrieland der Welt. Nach deutschen Plänen werden auch auf Indiens bislang noch einziger Werft 7000 bis 8000 Tonnen große Frachtschiffe zusammen mit deutschen Ingenieuren erbaut. Und aus deutscher Produktion stammen die gesamten Inneneinrichtungen dieser Schiffe: die Antriebsmotoren, die Hilfsmaschinen, die gesamten Rohr- und Lüftungsanlagen, die Rudermaschinen, die nautischen Einrichtungen und die Ladegeschirre wie vieles andere mehr.

Wer Deutscher ist, findet in Indien auch bei den höchsten Stellen offene Türen und ist allen Indern ohne Vorbehalt Gast und Freund.

Gewaltig sind die Aufgaben, die Indien auf dem Gebiet der Landwirtschaft zu lösen hat, um die Lebensmittelversorgung zu verbessern, um Brachland urbar zu machen, um die Viehzucht rentabel werden zu lassen, um die Produktion von Baumwolle, Jute und anderen Erzeugnissen zu erhöhen.

Hand in Hand geht damit der Kampf gegen die Malaria, die Geißel der indischen Bauern. Die indische Landbevölkerung zählt 295 Millionen Menschen, von denen 249 Millionen in der Landwirtschaft tätig sind. Bei den erfaßten 75 Millionen Malariakranken sind 61 Millionen Bauern und deren Hilfskräfte. Unter der vorsichtigen Annahme, daß jeder Anfall den Kranken drei Tage arbeitsunfähig macht und jeder Kranke wenigstens einen Anfall im Jahr hat, verliert die indische Landwirtschaft jährlich 184 Millionen Arbeitstage.

Damit habe ich das Gesundheitswesen angeschnitten, dessen Modernisierung ein anderes großes Aufgabengebiet darstellt. Es fehlen in Indien annähernd 100 000 Ärzte und noch viel mehr Hilfspersonal. Es fehlt an Krankenhäusern und Gesundheitsstationen auf dem Lande und vor allem auch an ausreichenden Medikamenten, die in der Einfuhr zu teuer sind und die Indien jetzt selbst herzustellen sich bemüht.

Und bei allen Problemen kann man die religiösen Bindungen und Verwurzelungen nicht übersehen. Das indische Kastenwesen bedarf einer Umwandlung, die zu einem völlig neuen Denken in der Masse des Volkes führen wird, denn in vielem stehen die überlebten, aber noch fest verankerten Kastengrundsätze dem Aufbau und dem Fortschritt der modernen Zeitepoche entgegen.

Wo sind die Fakire?

Meine Vorstellung, in Indien an jeder Straßenecke Fakire und Schlangenbeschwörer anzutreffen, wurde sehr enttäuscht. Ich sah keinen einzigen! Und auch nach dem Mann mit dem Seiltrick spähte ich vergeblich aus. Maharadschas begegnet man in der Öffentlichkeit höchstens in den eleganten Luxushotels, meist in europäischer, unauffälliger Kleidung und nicht in farbenprächtigen Uniformen oder Gewändern, an denen es von Diamanten und anderen Edelsteinen blitzt. Einige der ehemaligen Fürsten sind heute im Verwaltungsdienst tätig, soweit sie sich bereit erklärten, im demokratischen Sinn mitzuarbeiten, statt sich auf ihren ihnen vom Staat noch auf die Dauer einiger Jahre gewährten hohen „Pensionen“ auszurufen. Einer von ihnen ist der Gouverneur der Provinz Mysore, die im südlichen Teil des Subkontinents gelegen ist. Einmal im Jahr erwacht in der gleichnamigen ehemaligen Residenzstadt (die Hauptstadt der Provinz wurde Bangalore) bei einem in ganz Indien gefeierten Volksfest der Märchenglanz von damals. An diesem Tage ziehen, von farbenprchtig und kostbar gekleideten Wärtern angeführt, diamanten- und goldgeschmückte Elefanten durch Mysore, und in dem heute zum Museum gewordenen und der Öffentlichkeit zugänglichen ehemaligen Maharadschapalast gibt der Exfürst einen Galaempfang, an dem nach alter Sitte keine Frauen teilnehmen dürfen. In einem Thronessel sitzend, begrüßt der Ex-Maharadscha seine aus dem ganzen Land herbeiströmenden Gäste und seine zahllosen Familienangehörigen. Der Sessel ist aus purem Gold gefertigt und in verschwenderischer Fülle über und über mit Edelsteinen geschmückt. Der Sessel ruht auf einem Teppich, der aus reinen Goldfäden gewebt wurde.

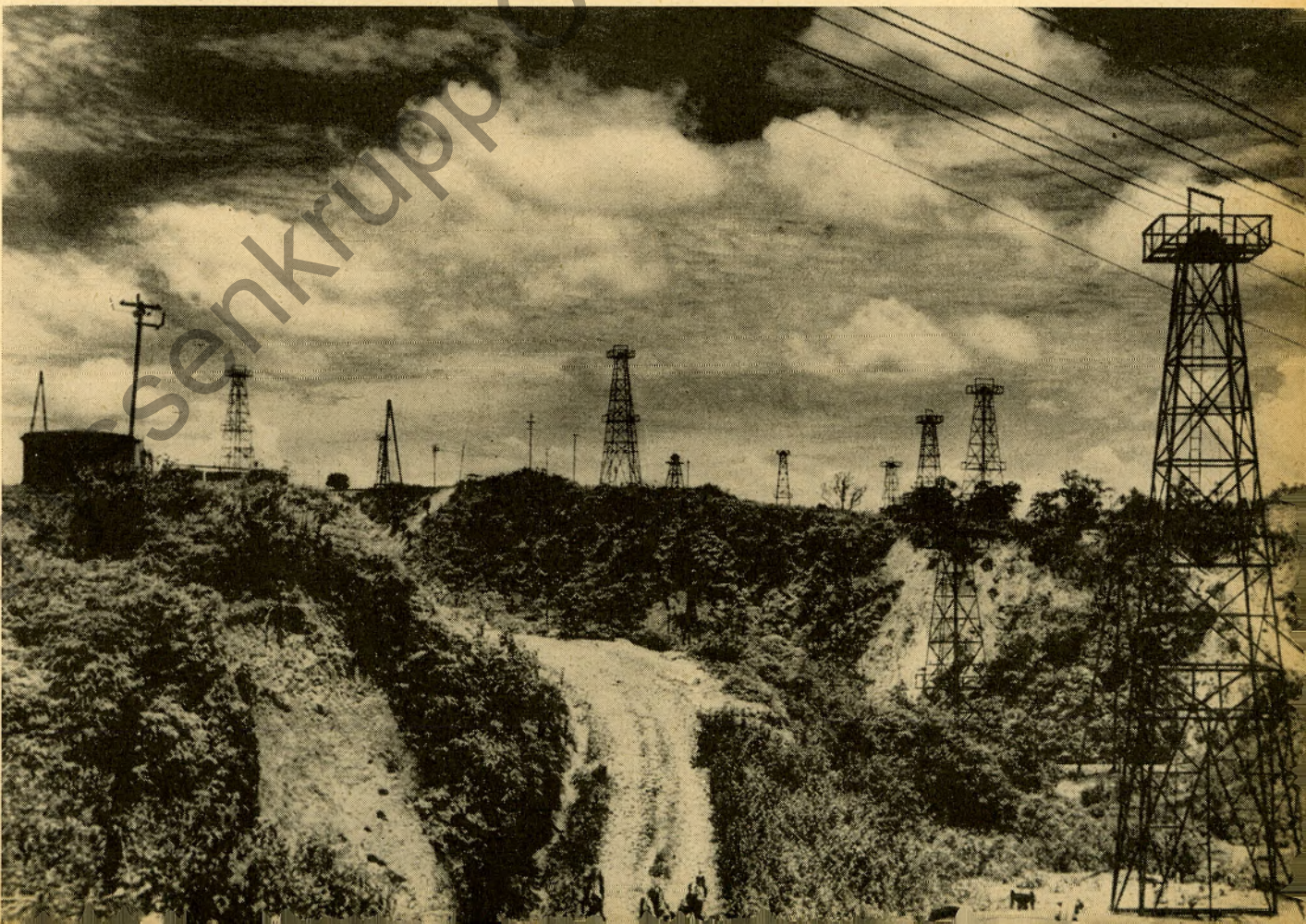
Mit dem Erlös aus diesen Prunkstücken aus der Zeit der Feudalherrschaft selbstherrlicher, das Szepter uneingeschränkter Macht schwingender Fürsten könnte man die größte Not der Bevölkerung des Landes lindern. Aber niemand fordert das von dem fürstlichen Gouverneur, der es verstand, sich klug und weise dem Umbruch der Zeit und dem neuen Denken anzupassen. Niemand erwartet das auch von ihm, denn das Vergangene, mag es nun schlecht oder gut, richtig oder falsch gewesen sein, ist so unantastbar, wie es die überlieferten religiösen Traditionen sind.

Auch das ist bezeichnend für die Duldsamkeit und die Denkweise des indischen Volkes, das ja auch die so unindischen Prachtbauten und Denkmale aus der britischen Kolonialepoche nicht niederreißt und zerstört. Woanders handelte man anders...

Schlangen und Tiger

„Aber in Indien gibt es doch so viele Schlangen. Haben Sie denn keine Angst?“ fragte man mich vor Beginn meiner Reise. Natürlich war mir der Gedanke an die vielbesungenen indischen Kobras und Vipern nicht angenehm. Aber in der ganzen Zeit sah ich keine Schlange bis auf eine tote, die am Wegrande lag und womöglich eine harmlose Rattenschlange war, die in Indien sogar als Haustier Wertschätzung genießt. Aber vielleicht hatte ich nur Glück, auch, als ich durch das Gestrüpp der Urwälder kroch, denn nach einer Statistik sterben in Indien 20 000 Menschen durch Schlangenbiß. Ein Schweizer Zoologe, den ich in Cochín traf, hält diese Zahl für übertrieben. Er meint, daß sich manche Angehörigen einer Familie dieser

Wo einst wertloser Dschungel war, wachsen jetzt Bohrtürme für wertvolles Öl aus indischem Boden. Indien ist reich an Bodenschätzen aller Art





Wir vor tausend Jahren: Bauern mit uraltem Hackpflug und primitiver Egge. Man schaue sich aber die prachtvollen Gestalten und deren Gesichtsausdruck an

Ausrede bedienen, wenn ein Mitglied straffällig wurde oder sonst ein Grund gegeben war, daß der Betreffende erst einmal unsichtbar wurde. Immerhin hatte der auf der Werft in Vizakhapatnam tätige Hamburger Techniker Schwarzarius eine gefährliche Begegnung mit einer giftigen Viper. Er war erst einige Wochen im Lande, als er morgens nach dem Aufstehen in seinem Schuh eben noch rechtzeitig eine Giftschlange entdeckte, die sich dort zur Ruhe gebettet hatte. Seitdem untersucht er die Schuhe aus gebührender Entfernung mit einem Stock, bevor er sie anfaßt. Auch der vom Elefanten- und anderem Tierfang aus Assam heimkehrende Tierfänger Rheiner hatte ein gefährliches Erlebnis mit der einzigen wirklich angriffslustigen Schlange Indiens, mit der gefürchteten Königskobra, als er in einem kleinen Eingeborenenhotel übernachtete. Er wurde in der Nacht plötzlich wach, und er fühlte eine seltsame Unruhe in sich. Da entdeckte er auf dem Leinentuch seines Bettes eine zusammengerungelte schlafende Königskobra. Mit einem Ruck warf er die Bettdecke zurück und über das Tier, gleichzeitig aufspringend und auf den wackligen Tisch flüchtend. Auf seinen Lärm hin erschienen seine Gefährten und schließlich auch der Hotelbesitzer, der flehentlich bat, doch Ruhe zu bewahren. Der anderen Gäste wegen... Man durchsuchte das Zimmer. Die Kobra blieb unsichtbar, sie hatte sich wohl selbst erschrocken und war durch die offene Tür oder das Fenster entflohen. „Ich erlasse Ihnen die Kosten für die Übernachtung, für das Frühstück, ja auch für das ganze Essen, aber bitte reden Sie nicht darüber. Noch nie hatte ich eine Schlange in meinem Hotel. Wenn das meine Bedienung erfährt und über diese meine anderen Gäste, bin ich ein ruinierter Mann“, jammerte der Hotelier. Tierfänger Rheiner versprach es ihm, ging wieder ins Bett,

schief sich aus und sah am nächsten Morgen nach seinen Tieren. Was er nicht vorfand, waren seine eigenen Königskobras, die aus der Kiste entwichen waren.

Nur selten ist es einem Menschen beschieden, am Tage im Dschungel einem Tiger oder einem Panther zu begegnen, aber auch in der Nacht muß man viel Glück haben, ein solches Tier zu Gesicht zu bekommen, denn alles, was da krecht und flucht, weicht dem Menschen aus — bis auf jene Tiger, Panther oder Elefanten, die einmal angegriffen und verletzt worden sind und ihre Verletzungen überlebten. Unter den Tigern und Panthern sind diese Raubtiere als „men eater“ bekannt, unter den Elefanten als „roghe“, die von einer blindwütigen Angriffslust gepackt werden, wo auch immer sie einen Menschen wittern. Dann wehe dem, der unbewaffnet ist oder beim Schuß die Ruhe verliert.

Ich erwähnte einleitend das Scherzwort: „Auf nach Kalkutta zum Affenfang!“ Nun, es gibt dort wirklich Affen. Mitten in der Stadt sah ich sie auf dem Asphalt einer baumbestandenen Straße umherturnen, ganz in der Nähe eines Inders, der mit einem Bauchladen auf der Mauer saß. Der Mann bot uns auch gleich „Affenfutter“ an. Ich erwartete Erdnüsse oder Früchte. Daß er mir „Speiseeis am Stiel“ reichte, hatte ich nicht erwartet. Kaum hielt ich die Stange in der Hand, als die Affen in Scharen heranhüpften, sich aus dem Baum neben mir herabfallen ließen, angeführt von einem Affengroßpapa mit ergrauten Schläfen und respektheischenden Zähnen, die er mir entgegenflachte, als wollte er sagen: „Nun mach schon. Gib her, oder...!“ Ich gab, schnell sogar. Von einem wilden Affen gebissen worden zu sein, könnte als Witz eine Stammtischrunde erheitern, nicht aber den, dessen Hand zwischen die Zähne dieser Tiere gerät.



SAN MARINO

Die Republik der Zwölftausend

Wer die Adria bei Rimini besucht — und dort war im Rahmen des Erholungswerkes Stahl und Eisen so mancher von uns —, der wird es nicht versäumen, auch einmal hinaufzufahren in die kleinste Republik der Welt, die nun auf eine mehr als anderthalbtausendjährige Geschichte zurückblicken kann und sich inmitten Italiens ihre staatliche Eigenständigkeit bewahrt hat: San Marino.

Nur 60 Quadratkilometer groß ist dieser 12 000 Seelen zählende Freistaat am Ostrande des Apenninengebirges. Auf dem 750 Meter hohen Monte Titano liegt noch heute in ihrer ursprünglichen Anlage die ausgedehnte ehemalige Bergfestung, die das Land beherrscht und bewacht. Mit ihren drei mittelalterlichen Türmen ragt sie wie eine unwirkliche Theaterdekora-

tion in den Himmel. Und doch findet man hier, in der Hauptstadt San Marinos, deren enge und winkelige Straßen für große Kraftwagen nicht befahrbar sind, die modernst eingerichteten Hotels und Bars — inmitten eines Zaubers, der von den althergebrachten Sitten und Gebräuchen ausgeht. So müssen die während der Hochsaison anrollenden Autos aus aller Herren Ländern zu Tausenden vor dem romantischen Einfahrtstor der Bergfestung parken, vor dem ein Carabinieri in malerischer Uniform Wache hält.

Sogar ein Spielkasino besaß San Marino, doch das mußte unter politischem Druck Italiens geschlossen werden. Der Verlust des Kasinos bedeutete für San Marino den Ausfall beachtlicher Einnahmen, und jetzt muß sich der

Liliputstaat in erster Linie auf seinen Gewinn aus dem Tabak- und Briefmarkenmonopol stützen. Wer aber kapitalkräftig ist, kann gegen Zahlung einer gewissen Summe auch die marinesische Staatsbürgerschaft erwerben. Nach diesem Ziele streben viele, denn die Steuern sind dort recht niedrig.

Zweimal im Jahr, und zwar am 1. April und am 1. Oktober, werden in San Marino je zwei Präsidenten gewählt. Der Regentschaftswechsel wird immer mit großem Aufwand gefeiert. Als Gäste kommen auch die Diplomaten aus aller Welt immer gern zu diesen Festen, die durch eine Parade der „Armee“ von San Marino und einen feierlichen Umzug von der heiligen Basilika zum Regierungsgebäude ihre Höhepunkte finden. Prächtig anzuschauen sind dann die mit großen Federbüschen geschmückten Helme und Dreispitze der Soldaten und der Carabinieri, und das ganze mittelalterliche Bergstädtchen ist erfüllt von einer romantischen Atmosphäre.

Auf dem Wappen von San Marino steht das Wort „Libertas“. Das heißt Freiheit. Die Marinesen sind begeisterte Patrioten. Durch großzügige Unterstützungen und soziale Einrichtungen werden der Jugend weitgehende Bildungsmöglichkeiten erschlossen. Das staatliche Hospital ist anerkannt als eines der besteingerichteten Krankenhäuser Europas. In San Marino herrscht der Fortschritt — trotz aller Romantik, die man erlebt, wenn man auf dem Titanofelsen zwischen den drei zinnenbewehrten Türmen steht und den Blick über das wundervolle Panorama der Landschaft gleiten läßt. Und während nachts der Sturm um die Türme heult und an den Fensterläden rüttelt, daß es scheint, als trieben Kobolde und Gespenster ihr Unwesen, arbeitet ein nüchtern rechnendes Erfinderhirn an einem gewaltigen Projekt: ein marinesischer Ingenieur will den Wind als Kraftquell eines großen Elektrizitätswerkes ausnützen und seinem Lande eine billige Licht- und Energiequelle verschaffen. Seit mehr als 1500 Jahren ist San Marino frei und selbständig. Und es will es bleiben. Über der Einfahrtsstraße in die romantische Zwergrepublik ist ein großes Transparent gespannt. Darauf steht: „Willkommen im Lande der Freiheit!“

Der Hüttenkieker

Nee, was alles so passiert!
Gut, wenn man es aufnotiert!

Hüttenkieker dankt den vielen
Kameraden weit im Land,
die von fernen Urlaubszielen
Feriengrüße ihm gesandt.
Meeresstrand und Bergeshöhen,
Alpenglühn und Dünensand
sind gar prächtig anzusehen.
Selbst ein Stierkampfbild ich fand.
Nett, daß mancher der Kollegen
draußen auch an uns mal denkt
und von weiten Urlaubswegen
uns ein Lebenszeichen schenkt!
Allen, die jetzt Urlaub machen,
gilt auch Hüttenkiekers Gruß.
Möge euch die Sonne lachen!
Sei der Urlaub euch Genuß!

Froh genießt der Freizeit Glück.
Kommt gesund und frisch zurück!

Wir, die auch an heißen Tagen
unsrer Arbeit bleiben treu,
freuen uns der Hoesch-Anlagen
nach des Tagwerks Einerlei.
Dieser sucht auf stillen Wegen
der Erholung Köstlichkeit,
jener will die Glieder regen,
weil der Sport sein Herz erfreut.
Auch sind die nicht schlecht beraten,
die, wenn heiß die Sonne brennt,
im Stockheide-Freibad braten,
das man „Nordens Lido“ nennt.
Die Geschmäcker sind verschieden.
Der will dieses, jener das.
Schön, wenn jeder ist zufrieden,
das tun kann, was ihm macht Spaß.

Hoesch-Anlagen schön wie nie!
Freut euch ihrer, schonet sie!

Freunde, spitzt den Bleistift munter!
Euer Rat ist jetzt gefragt!
Schreibt frisch von der Leber runter,
wie die Werkzeitschrift behagt.
Wollt ihr mehr von diesem lesen,
oder weniger von dem?
Was ist langweilig gewesen?
Was hingegen angenehm?

Euer Urteil ist uns teuer.
Wünsche, die uns anvertraut,
werden hier — auf Wort! — mit neuer
Lust redaktionell verdaut.
Hüttenkieker hofft natürlich,
daß die Monatsreimerei
bei dem Test nicht ungebührlich
schlecht von euch beurteilt sei.

Alle Mann der Redaktion
warten auf ihr „Urteil“ schon.

Hüttenkieker hätte gerne
alle euch dabei gesehen,
als vor kurzem in Kirchderne
rollt' ein Schulfest wunderschön.
Diese Schule ist bekanntlich
von der Hütte finanziert,
präsentiert nun imposant sich
als ein Bau, der's Ortsbild ziert.
Unser Werk spielt' drum den Paten
auch an diesem Freudentag,
leistete an guten Tagen,
was in seinen Kräften lag.
Klar, daß dieses Schulfest allen
— Eltern, Kindern, groß und klein —
hat ganz wunderbar gefallen!
Wie könnt' es auch anders sein?

Hüttenkieker konstatiert:
Hütte hierfür Dank gebührt!

„Sachen gibt's, die kann's nicht geben!“,
sagt man, wenn wer übertreibt.
Dennoch ist's so, daß das Leben
spannendste Geschichten schreibt.
Stellt euch vor: Als Jubilare
fanden sich zwei Männer, die
42 lange Jahre
narrte Schicksals Ironie.
1914 waren
beide in Matrosenblau
nach Tsingtau mit Spee gefahren
auf dem Kriegsschiff „Gneisenau“.
42 Jahre später
gab's das erste Wiedersehn —
brauchten einen Kilometer
nur zum Platz des andren gehn!

Dies wär's wieder mal für heut'.
Nächstens mehr. Adschüß, ihr Leut'!



LAPPES
AUSM MARTINWERK



Er läßt sich's wieder mal nicht sagen,
der Feierabend liegt ihm im Magen,
ihm geht's nicht schnell genug und flott,
sein Werkzeug ist der reinste Schrott

Die Unfallziffern sprechen Bände,
acht ganz besonders auf die Hände!
drum wem die Arbeit Freude macht,
gibt immer auf sein Werkzeug acht



Fehler verbergen



— ist genau so töricht wie
Korken versenken. Sie kommen
immer wieder an die Oberfläche.